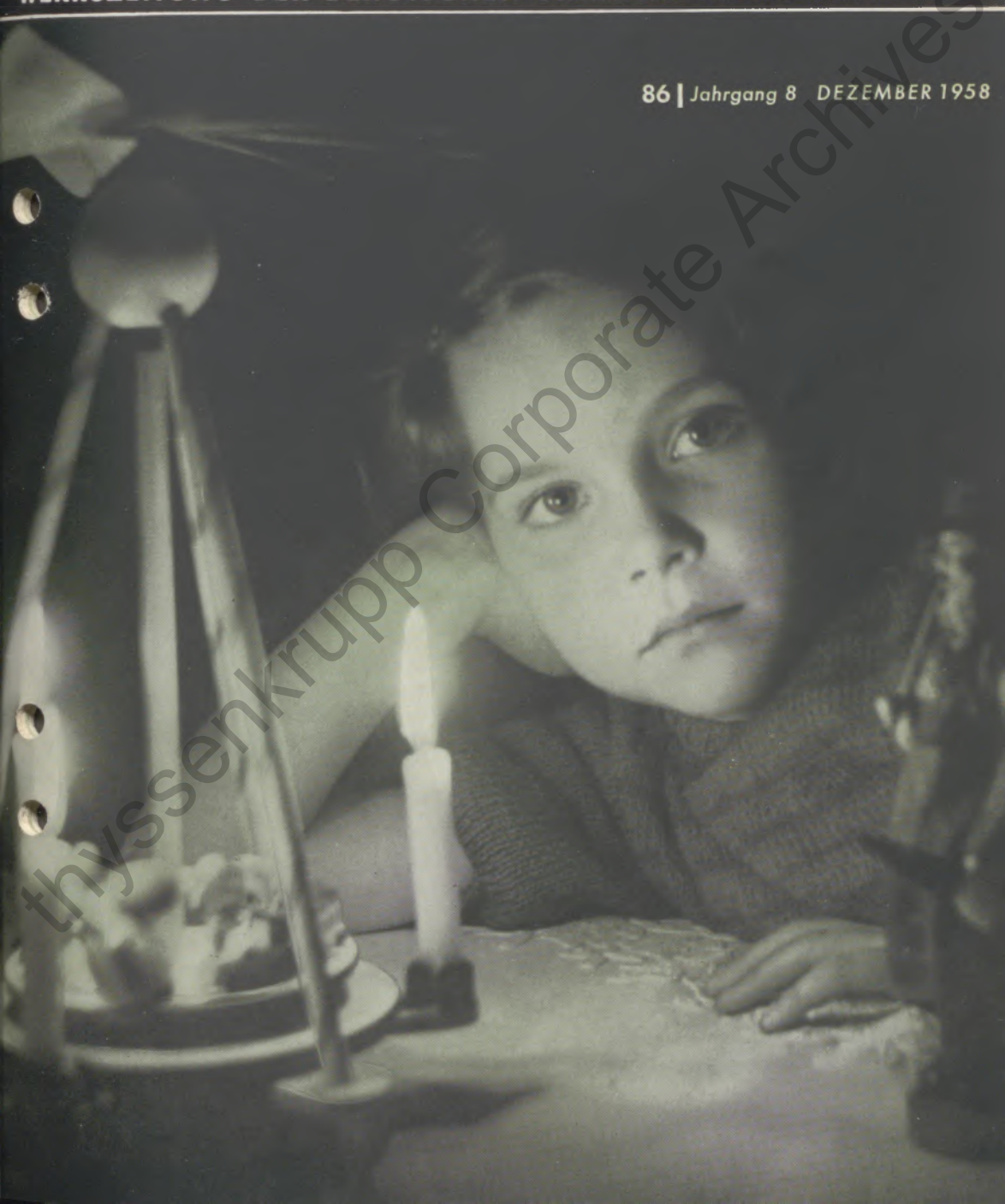




Alex Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID

86 | Jahrgang 8 DEZEMBER 1958



INHALT DIESER AUSGABE

	Seite
Liebe Mitarbeiter	3
Berlin	5
Unser Werk „Julius Lindenberg“	7
Der Monatslohn	8
Umzug in Stachelhausen	9
Prokura erteilt	10
Nachdenken und verbessern	11
Gedanken zum Lehrjahr 1955/58	13
Der Fotoklub berichtet	16
Lieber Betriebsrat	18
Liebe Pensionäre	19
Liebe Soldaten	20
Von der Freude des Schenkens	21
So müssen Jungen sein	22
Zum Jahreswechsel	23
Mit guten Vorsätzen ins neue Jahr	25
. . . und das meint Struppi	26
Wachstum ohne Erde	28
Sei begrüßt, Amerika!	29
Umschalten auf vernünftigen Lebensrhythmus	34
Neues in kürze	38
Unsere Jubilare im Januar 1959	39
Wir nahmen Abschied von	39

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur:

Herbert Goretzki / Remscheid

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch, Remscheid

Klischees:

Grafisches Atelier Loose/Durach, Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg, Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Wieder ein Jahr zur Neige geht,
Dezember im Kalender steht.
Nun feiern wir das Weihnachtsfest. –
Die größte Stadt, das kleinste Nest
erstrahl'n in hellem Lichterglanz,
ein jeder – arm und reich – ist ganz
und gar vom Lichterglanz berauscht,
Geschenke werden ausgetauscht.

Sieh', in den hellen Ladenstraßen
sind Lichter über alle Maßen
und bunter Flitter aufgehängt.
Wo sich der Blick auch immer fängt,
da sieht man buntgemalte Bilder,
dort schmerzend grelle Ladenschilder
und Tannengrün und kalte Pracht.
Zum hellen Tage wird die Nacht!

Und in den Läden, welch' Gedränge,
geschoben wirst du von der Menge.
Und dies Gedränge, dies Geschieße –,
gehört das denn zum Fest der Liebe?
Fast wird man schonungslos erdrückt,
doch endlich ist es mir geglückt
mich aus der Menge fortzustehlen! –
Am Mantel ein paar Knöpfe fehlen!

Warum entfloh ich diesem Treiben? –
Um hier für jeden aufzuschreiben,
daß mir solch Treiben nicht gefällt! –
Es ist doch in der ganzen Welt
– wenn Weihnacht' soll gefeiert werden –
der Friede eingekehrt auf Erden!
Wie kann man – kurz nach solchem Ringen –
von Frieden und von Liebe singen?

Warum ist alles anders heute?
Warum flieht uns die Festtagsfreude
in diesen frohgestimmten Tagen?
Das sollte sich ein jeder fragen.
Wo ist die gute alte Zeit,
wo man noch in Zufriedenheit
das Fest der Feste hat begangen?
Ob wir vielleicht zuviel verlangen?

Ich hab' mal irgendwo gelesen,
das wäre früher so gewesen:
Ein kleiner schlichter Weihnachtsbaum,
ein Festschmaus und ein warmer Raum,
ein klein' Geschenk, vielleicht ein Trank,
ein Weihnachtslied – und tiefer Dank
im Herzen, daß man noch gesund! – –
Das wär' die rechte Feierstund'!

H. AAB

Viel Gutes
im neuen Jahr



wünschen wir von Herzen allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Werks und ihren Angehörigen.

Der Kalender beschert uns diesmal eine ganze Reihe von Feiertagen. Sie werden uns die rechte Muße geben zu rückschauender Betrachtung eines arbeitsreichen Jahres und stiller Vorschau auf einen neuen Abschnitt unseres Lebens. An anderer Stelle wird in diesem Heft davon gesprochen, welch' ernste Sorgen uns erwarten. Wir werden ihnen gefaßt entgegen sehen müssen, wenn wir sie meistern wollen.

Auch für jeden einzelnen von uns, sein Leben und Erleben im Beruf wie in der Familie, mag das Schicksal nicht nur Frohes in seinem Schoß bergen. Gemeinsam getragen, wird vieles leichter lösbar sein, als es anfänglich scheinen mag. Das gilt nicht weniger für die Arbeit, an die wir alle in unserem Werk gestellt sind. Packen wir sie zuversichtlich an und wir werden einmal mehr um den Erfolg nicht zu bangen brauchen.

Glückauf 1959

O. Hilger

Prof. Dr. Roesch

Dr. H. Friederichs

Dr. W. Busch



BERLIN

Diese Zeitschrift ist eine Werkszeitung. Diese Kennzeichnung umreißt unmißverständlich ihren Bestimmungszweck. Es ist Pflicht ihres Herausgebers, darüber zu wachen, daß die so gesetzten Grenzen von allen Mitarbeitern in ihren Beiträgen beachtet werden.

Das gilt insbesondere hinsichtlich der Erörterung politischer Tagesfragen und einer Stellungnahme dazu. Für sie ist in einer Werkszeitung kein Raum.

Mit einer Ausnahme: wenn sich Leben und Bestand unseres Volkes in unmittelbarer Gefahr befinden, kann und darf auch diese Zeitschrift nicht schweigen.

Seit knapp vier Wochen rollt im großen Spiel der Weltpolitik die Schicksalskugel. Wer sie dem Lauf des Weltenrades entgegenwarf, meinte gar – indem er dies tat – den Zeitpunkt bestimmen zu können, an dem sie ausrollen soll vor der atemlos lauschenden, harrenden Welt. Ein Sechstel der gesetzten Frist ist um, einer von sechs Monaten, dreißig von einhundertachtzig Tagen – wie schnell die Zeitenstunden tropfen!

Die Deutschen nicht nur, die ganze Welt wird keine ruhige Weihnacht feiern können. Wer Gegenteiliges behauptet, offenbart einen Zynismus ohnegleichen. Wußten wir es noch so genau, wie grenzen- und erbarmungslos wir den Krieg verloren haben? Seit vier Wochen schaudert's jeden, der das Nachdenken nicht verlernt hat, vor den Abgründen beiderseits unseres schmalen Pfades, die nun wieder sichtbar werden, die unser münteres Murnelspiel mit Gold und Glanz des Wohlergehens fragwürdig machen, erbärmlich und geschmacklos. Möchten die Lichterketten und -sterne über unseren Straßen dunkel werden, damit der Letzte, der Einfältigste unter uns begriffe, daß vorläufig noch ungenutzt die Stunden weitertropfen!

Im Spiel der Großen rollt die Kugel Berlin – im satanischen Spiel um den Frieden in der Welt. Es wird schon noch einmal gut gehen? Mag sein – aber auch für Berlin und damit auch für uns? „Wer Berlin beherrscht, beherrscht Deutschland“, hat es unlängst geheißt, aber es bedarf der Ergänzung „beherrscht morgen Europa“.

Wer wollte oder gar könnte es verantworten, in solchem erregenden Augenblick kraftlos, am Ende vielleicht gar sinnlos gewordene nationale Wertungen hervorholen und ihnen neuen Glanz verleihen zu wollen. Nicht darum geht es, was aus Deutschland wird, das ohnedies in den Atlanten dieser Welt gelöscht ist und verteilt in bunten Farben auf geduldigem Papier. Es geht um Freiheit oder Unfreiheit von nahezu siebzig Millionen Menschen, die eine Sprache sprechen, die eine tausendjährige Geschichte vereint und ein in Jahrhunderten gewachsenes kulturelles und geistiges Zusammengehörigkeitsgefühl, dessen Inbegriff die Freiheit ist.

Träumen wir nicht länger von Wiedergeburt und deutscher Rückkehr in die Reihen der Großen der Welt – seien wir uns bewußt, daß wir an der Pforte zu einem unendlich schicksalschweren Jahr stehen, in dem die Würfel über unser Schicksal fallen werden, ohne daß wir ihren Lauf aus eigener Kraft bestimmen könnten. Es geht um mehr als um unser Wohlergehen, um mehr als unsere individuelle Freiheit – es geht um die Zukunft unseres Volkes als einem unerläßlichen Bestandteil Europas.

Das Schicksal Berlins wird unser eigenes sein.

Dr. W. Busch



Werk Julius Lindenberg — Versand der Edelstahlbleche

Unser Werk „Julius Lindenberg“

Es ist hin und wieder im „Schmelztiegel“ von dem Werk Julius Lindenberg die Rede. Haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, was bei Julius Lindenberg hergestellt wird?

Wir nehmen an, daß sich viele unserer Belegschaftsmitglieder hierüber keine rechte Vorstellung machen können. Deshalb wollen wir über die Entstehung und Entwicklung des Werkes einen kurzen Überblick geben:

Das Werk wurde im Jahre 1900 von dem heutigen Namensträger des Werkes, Herrn Julius Lindenberg, gegründet, der bis dahin gemeinsam mit seinem Bruder, Herrn Richard Lindenberg, Inhaber des Glockenstahlwerkes, Remscheid-Hasten, war.

Beide Herren galten als ausgesprochene Edelstahl-Fachleute. Richard Lindenberg hat im übrigen als erster in Deutschland im Glockenstahlwerk einen Elektroofen nach dem französischen System „Heroult“ errichtet.

Das Werk Julius Lindenberg wurde als Tiegelstahlwerk in Verbindung mit einem Blechwalzwerk und einem Hammerwerk gegründet.

Die Belegschaft betrug im Anfang etwa 50 Leute.

Es wurden für die damaligen Verhältnisse und den Stand der Entwicklung unlegierte und leichtlegierte Werkzeugstähle erschmolzen und verarbeitet. Schnellstähle gab es in jener Zeit noch nicht. Durch die fortschreitende Entwicklung kamen im Laufe der Jahre neue Stähle, so u. a. auch Schnellstähle hinzu.

Julius Lindenberg hatte keine direkten Nachkommen, deshalb entschloß er sich im Jahre 1929, sein Werk in den Besitz der Bergischen Stahl-Industrie überzuleiten. Im gleichen Jahre starb Julius Lindenberg.

Der zweite Weltkrieg brachte für die gesamte deutsche Edelstahlindustrie große Schwierigkeiten, da die Beschaffung von

Ferrolegierungen, insbesondere Wolfram, fast unmöglich war. Der nach dem Tode des Herrn Julius Lindenberg mit der Leitung des Werkes beauftragte Herr Dr. Pütz entwickelte einen Sparschnellstahl, der patentiert wurde und in der gesamten deutschen Industrie, zum Teil auch im Ausland, mit der Bezeichnung „ABC III“-Schnellstahl Eingang gefunden hat. Auch heute noch, wo kein Mangel an Ferrolegierungen mehr besteht, wird dieser Stahl in großem Maße verwendet.

Im Rahmen der Rationalisierung und Automatisierung ist die Entwicklung der Bearbeitungsmaschinen immer weiter fortgeschritten, was zwangsläufig auch eine qualitative Steigerung der dazugehörigen Werkzeuge mit sich bringen mußte.

Das Programm unseres Werkes wurde immer mehr erweitert, was auch eine personelle Vergrößerung mit sich brachte. Es werden heute ca 250 Leute beschäftigt.

Das Programm umfaßt folgende Stähle:

- Schnellarbeitsstähle,
- Werkzeugstähle, legiert und unlegiert,
- rost- und säurebeständige Stähle,
- hitzebeständige Stähle.

Um einen Einblick zu gewähren, wo diese Stähle gebraucht werden, geben wir nachstehend einige Beispiele der Hauptverwendungszwecke:

- für Holzsägen,
- für Metall-Lang- und Kreissägen,
- für alle Arten gewerbliche Maschinenmesser,
- für Präzisionswerkzeuge, wie Fräser, wie Reibahlen, wie Bohrer,
- für Meßwerkzeuge,
- für Prägwerkzeuge,
- für Matrizen, Stempel, Schnitte und Stanzen usw.

Wir hoffen, hiermit einen kurzen Überblick über das Werk Julius Lindenberg gegeben zu haben.

Curt Bonsen

Der Monatslohn

Die Entlohnungsarten haben sich im Laufe der Zeiten mit der fortschreitenden technischen Entwicklung geändert. In den landwirtschaftlichen Bereichen gab es einmal den sogenannten Naturallohn, das heißt, der Gegenwert für die geleistete Arbeit wurde in Miete, Getreide, Mehl, Kartoffeln und ähnlichem gewährt. Bei den handwerklichen Betrieben hat es sehr lange den Tagelohn gegeben. Für die Arbeitsleistung an einem Tag wurde ein Lohn ausgehandelt und derselbe nach zehn-, zwölf- oder vierzehnstündiger Schicht zur Auszahlung gebracht. Die Älteren unter uns erinnern sich sicher noch an Erzählungen aus der Zeit, in der Tagelohn gezahlt wurde.

Nachdem aus den Handwerksbetrieben die Fabriken entstanden waren und mehr Arbeitern Lohn gezahlt werden mußte, erwies sich recht schnell die Unrentabilität des Tagelohnes. Der Übergang zum Wochenlohn erfolgte zwangsläufig. In vielen Varianten hat sich bis vor einiger Zeit diese Art der Lohnzahlung erhalten. Nicht vergessen werden soll dabei, daß bis zum 1. Weltkrieg sogar allgemein die 14tägige Lohnzahlung die Regel war. Zwei Kriege mit ihrem Währungsverfall sind schuld daran, daß die Lohnzahlungstermine kürzer geworden sind.

In den letzten Jahren hat nun eine neue Überlegung Boden gewonnen. Die Gleichstellung des Arbeiters mit dem Angestellten wird erstrebt. Das Gesetz über die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall ist ein Schritt auf diesem Wege. In den allermeisten Fällen besteht in der Höhe der Einkommen kein Unterschied mehr zwischen Arbeitslohn und Angestelltengehalt. Oft ist heute sogar der Lohn höher als das Gehalt. Auch diese Tatsache bedeutet einen Schritt weiter zur Gleichstellung. Als nächstes Ziel wird die monatliche Lohnzahlung angestrebt.

Wer aufmerksam in den letzten zwei Jahren die Tageszeitungen gelesen hat, wer Gelegenheit hatte, gewerkschaftliche Schriften oder sonstige Fachliteratur zu lesen, der weiß, daß das Thema um die monatliche Lohnzahlung hochaktuell ist.

Selbstverständlich muß bei einer solchen Sachlage die Frage auch bei uns besprochen und überlegt werden.

In den großen Werken der eisenschaffenden Industrie an Rhein und Ruhr ist die monatliche Lohnzahlung teilweise bereits eingeführt. Es lag deshalb nahe, dort einmal über die Gründe, die Durchführung und die Erfahrungen mit dieser Lohnzahlungsform Erkundigungen einzuziehen. Eine Kommission unseres Betriebsrates und zwei Beauftragte der Geschäftsleitung nahmen deshalb im November 1958 Gelegenheit, die Deutschen Edelstahlwerke in Krefeld und das Hüttenwerk Oberhausen zu besuchen und Informationen in jeder Richtung einzuholen. Die Herren sind sehr eingehend unterrichtet worden und sind nun in der Lage, sich ein Urteil zu bilden.

An dieser Stelle kann über die Gründe zur Einführung der monatlichen Lohnzahlung in den besuchten Werken mitgeteilt werden, daß erstrangig die Gleichstellung und zweitrangig die Rationalisierung gestanden haben. Immer wieder wurde betont, daß es eine Herabsetzung der Frau des Arbeiters gegenüber der Frau des Angestellten sei, wenn man jener die Fähigkeit abspreche, nicht ebenfalls ihr Geld für einen Monat einteilen zu können. Es hat sich darüber hinaus erwiesen, daß gerade die Frauen bei der Monatslohnung besser wirtschaften können, da jetzt ein größerer Betrag zur Verfügung steht, von dem für Anschaffungen eher eine größere Summe abgezweigt werden kann.

Bis es auch bei uns zu einer monatlichen Lohnzahlung kommt, wird noch manche Beratung zwischen Geschäftsleitung und Betriebsrat notwendig sein. Es muß sorgsam überlegt werden, wie der Übergang von der wöchentlichen zur monatlichen Lohnzahlung erfolgen soll. Aber die Schwierigkeiten sind dazu da, um gemeistert zu werden. Wie eingangs schon geschildert wurde, schreitet die Entwicklung voran. Wir alle wollen uns nicht dagegen stemmen. Deshalb wird es eines Tages auch in der Bergischen Stahl-Industrie eine monatliche Lohnzahlung geben.

R. B.

Umzug in Stachelhausen

Bürozusammenlegung im Zuge der Rationalisierung

Der erste Schritt wurde bereits im Frühjahr 1957 getan, als nämlich die Betriebsbüros der Gießerei und Schmelzerei aus den kleinen winkligen Räumen am Ende der Formerei-Längsschiffe verlegt wurden. Wir können uns heute kaum noch vorstellen, wie es damals mit den schmalen und niedrigen Hallen und kleinen verbauten Büroräumen aussah. In wenigen Jahren hat sich das Bild des Werkes Stachelhausen grundlegend geändert: breite und sehr hohe, helle Werkshallen sind entstan-



Technisches Büro: Horst Gapert, Kurt Luchtenberg, Willy Schmaltz, Gerd Müller

Jahren auch häuslich eingerichtet haben. Der zweite Schritt erfolgte im Juli 1958, als zu den hier vorhandenen Büros auch die Arbeitsvorbereitung kam. Die Planung von Aufträgen und die Steuerung der Termine — jedenfalls von der Modellvorbereitung über die Formerei und Schmelzerei bis zur Putzerei — konnte nun in unmittelbarem Kontakt zwischen Planern und Betrieb er-



Arbeitsvorbereitung: Kurt Wenke, Hannes Huljus

den, und mit deren Verlängerung über die damals noch bestehende Straße Osterbusch hinaus mußten auch die Betriebsbüros verschwinden. Als Übergangslösung, bis das große Bürogebäude an der Stirnseite der Hallen gebaut wird, wurden die Büros der Gießerei und Schmelzerei einschließlich des Betriebslabors in den 1. Stock über der neuen Modellschreinerei verlegt, wo sie sich in den letzten zwei



Technisches Büro: Hermann Conrad, Karl Zoll, Karl Hungerbach



Arbeitsvorbereitung: Dorothea Kottmann, Hanna Hellwig

folgen. Wir haben bereits diese Zusammenlegung in den letzten Monaten als sehr nützlich und zweckmäßig empfunden. Zu guter Letzt sind in den ersten Dezembertagen auch noch die Betriebsdirektion und das gesamte Technische Büro in die zwischenzeitlich in demselben Stockwerk weiter ausgebauten Büroräume übersiedelt. Nun befindet sich vom Betriebsdirektor über den Gießereileiter bis zum Planer alles Raum an Raum, nur durch leichte Glaswände voneinander getrennt, über-

sichtlich beieinander. Wie die Bilder zeigen, sind die Räume — obwohl auch nur ein Provisorium für einige Jahre — hell, freundlich und klar. Hier wird es sich schon arbeiten lassen.

Was hat man sich nun von diesen Umzügen und dem Zusammenlegen dieser Büros versprochen?

Die Antwort ist nicht schwer, besonders für die mit den bisherigen Verhältnissen vertrauten Mitarbeiter. Wieviele Botengänge mit Kundenschriften, Bestellungen, Auftragsunterlagen, Zeichnungen, Berichten, Fernschreiben, Kalkulationen usw. mußten quer durch die Gießerei von einem Ende zum anderen, treppauf, treppab, zu allen Tageszeiten zwischen allen möglichen Stellen gemacht werden. Wieviele zusätzliche Wege für Vorgesetzte und Mitarbeiter, Meister und Sachbearbeiter, Korrespondenten und Kalkulatoren, wieviele besondere Telefonate zwischen allen Stellen mußten tagaus, tagein geführt werden. Zeitverluste also aller Art, zusätzliche Kosten und Erschwernisse in der Zusammenarbeit der einzelnen Abteilungen auf der ganzen Linie.

Alle diese aufgeführten Nachteile können nun schlagartig verschwinden: Schriftstücke laufen in Windeseile bei allen Beteiligten durch, Auftragsunterlagen werden in Kürze zusammengestellt, Rückfragen aller Art werden sofort geklärt, Sachbearbeiter, Planer, die leitenden Herren — alle sind sie sofort greifbar und zur Stelle. Das muß ja Vorteile bringen! So wird nach der zunächst notwendigen Einlaufzeit und Umstellung des einzelnen nicht nur erwartet, daß die Zusammenarbeit reibungslos läuft, sondern daß sich auch alle Mitarbeiter in den neuen Räumen heimisch und zufrieden fühlen.

Die gute Tat

Am 6. Dezember hat unser Mitarbeiter Josef Kiesslerer, Formerei Stachelhausen, eine Geldbörse mit 155,48 DM Inhalt gefunden und sie bei der Werksaufsicht abgegeben, so daß sie dem Verlierer ausgehändigt werden konnte.

Prokura erteilt

Die Geschäftsleitung hat den Herren Hans Krüll, stellvertretender Leiter der Abteilung Stahlguß-Verkauf, und Wilhelm Mackscheidt, Leiter der Abteilung Einkauf, mit Wirkung vom 1. Dezember 1958 Prokura erteilt.



Für Herrn Krüll bedeutet diese Maßnahme eine Anerkennung und Bestätigung seiner jahrzehntelangen erfolgreichen Tätigkeit in unserem Stahlguß-Verkauf. Herr Krüll ist 1921 in die damalige Verkaufsabteilung der Bergischen

Stahl-Industrie in Düsseldorf eingetreten. 1926 kam er in die BSI nach Remscheid, als dieses Büro hierher verlegt wurde. Nach dem Kriege 1945 wurde er stellvertretender Leiter dieser Abteilung.



Die Leitung unserer Abteilung Einkauf war seit vielen Jahren nicht mehr mit einem Prokuristen besetzt. Nachdem der Umfang und der Verantwortungsbereich beträchtlich gewachsen sind, war es an der Zeit, auch den Leiter dieser

Abteilung mit der Prokura auszustatten. Herr Mackscheidt ist seit 1953 Leiter unseres Einkaufs und war bereits vorher 25 Jahre bei Werken der früheren Vereinigten Stahlwerke beziehungsweise des jetzigen Rhein Stahlbereichs als Einkäufer tätig und ist, als diese Stelle in der BSI frei wurde, der Geschäftsleitung als tüchtiger Kaufmann empfohlen worden.

Nachdenken und verbessern

Wie werden Verbesserungsvorschläge eingereicht, ausgewertet und prämiert?

H. Huljus

Es ist bekannt, daß wir uns seit Jahren um Verbesserungsvorschläge aus den Betrieben bemühen, und hin und wieder lesen wir im „Schmelztiegel“ auch die Namen derer, die eine Prämie erhalten haben. Leider müssen wir jedoch sagen, daß wir vom „Kuratorium für betriebliches Vorschlagswesen“ uns weit mehr von den immer wieder erfolgten Hinweisen zur Mitarbeit auf diesem Gebiet versprochen haben. Aus diesem Grunde wollen wir uns heute einmal mit den Fragen des Vorschlagswesens, der Behandlung von Betriebsvorschlägen, den Möglichkeiten zur Erzielung von Prämien für gute Verbesserungsvorschläge und anderem unterhalten. Zunächst einmal: Wie ist der Lauf eines Verbesserungsvorschlages?

Hat jemand einen Vorschlag eingereicht — wobei es keine Rolle spielt, ob er das vorschriftsmäßige Formular benutzt oder sonst ein anderes Blatt Papier, dieses in die ausgehängten Kästen steckt oder an die Geschäftsleitung, das Sozialamt oder an das Kuratorium schickt —, immer ist die Bearbeitung die gleiche: im Sozialamt wird der Vorschlag mit Namen und Datum registriert, der Text (ohne Einsendernamen) abgeschrieben und dem Abteilungs- oder Betriebsleiter, in dessen Verantwortungsbereich der Vorschlag fällt, zur fachlichen Stellungnahme zugesandt. Diese wird bei den etwa monatlich stattfindenden Sitzungen des Kuratoriums, das aus zehn Mitgliedern besteht (Fachleuten aus allen Betrieben unseres Werkes sowie einem Delegierten des Betriebsrates und einem Mitglied der Geschäftsleitung) eingehend durchgesprochen und sehr genau geprüft. Alle Entscheidungen über eine Prämie überhaupt und deren Höhe wird allein durch diese Gruppe festgelegt. Da die Überprüfung eines Vorschlages mit der Einholung der fachlichen Stellungnahme des Betriebes oder etwaiger Angebote auswärtiger Firmen zur Ermittlung der Kosten oder Durchführung von Betriebsversuchen usw. einige Zeit erfordert, kann die Beantwortung mancher Vorschläge naturgemäß nicht immer so rasch

erfolgen, wie es manchem Einsender vielleicht wünschenswert erscheinen mag. Manchmal wird auch ein Zwischenbescheid erteilt, besonders dann, wenn nach Durchführung eines Vorschlages erst durch eine gewisse Laufzeit ermittelt werden muß, in welchem Umfang eine Verbesserung für den Betrieb wirksam wird. Es kommt auch vor, daß in solchen Fällen eine Teilprämie vorab gezahlt wird und nach sechs bis zwölf Monaten dann eine weitere abschließende Prämie.

Was kann ein Einsender nun als Prämie für einen Vorschlag erwarten?

Die Prämiierung

Ist ein Vorschlag brauchbar, so gibt es für seine Wertbeurteilung zwei Möglichkeiten: die erstere ist die einfachere, nämlich die, bei der sich die Ersparnisse genau ausrechnen lassen. So hat zum Beispiel jemand vorgeschlagen, bei einem Strahlputzgerät bei leicht zu putzenden Gußstücken eins von drei Schleuderrädern vorübergehend stillzusetzen. Man spart in dieser Zeit Strahlmittel, und zwar pro Arbeitsstunde, Tag, Monat, Jahr soundsoviel Kilogramm, multipliziert mal D-Mark je Kilogramm, macht eine Jahresersparnis von soundsoviel D-Mark. Von diesem Betrag erhält der Einsender eine einmalige Prämie von 20 Prozent. Oder jemand bringt eine Vorrichtung zum Vorschlag, mit deren Hilfe eine bestimmte Arbeitsverrichtung abgekürzt oder Reparaturzeiten vermindert werden. Dann werden die Kosten der gesparten Arbeits- oder Reparaturstunden eines Jahres addiert und dem Einsender von dieser Summe 20 Prozent als Prämie zuerkannt.

Die zweite Möglichkeit besteht in Vorschlägen, für die sich keine Ersparnisse ausrechnen lassen, z. B. Vorschläge in der Werbung für unsere Erzeugnisse, Verbesserungen einfacher Art an Maschinen, die dem Mann Erleichterungen bringen, kosten- oder produktionsmäßig aber nichts ändern, Abkürzung von Transportwegen, verbesserte Hebezeuge, Verminderung von Unfallgefahren, z. B. durch Verwendung von Blockzangen anstelle von Ketten, Einbau von

Halterungen für Werkzeuge und Geräte, Verbesserungen der Arbeitsbedingungen am Arbeitsplatz usw. Solchen Vorschlägen wird Rechnung getragen durch ein Punktsystem, das wir ursprünglich selbst entwickelt haben, dann aber auch mit gleichartigen Systemen des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie und mit anderen Werken abgestimmt haben. Dieses Punktsystem berücksichtigt die Einzelbedingungen solcher Vorschläge, nämlich: ist der Vorschlagende in dem Betrieb beschäftigt, in welchem die Verbesserung durchgeführt werden soll, ist der Vorschlag produktionserleichternd, die Produktion qualitativ verbessernd, produktionssteigernd, raumsparend, sind die Anlagekosten hoch/niedrig, Wartungskosten hoch/niedrig, von wem stammt die Idee, ist sie mäßig/gut, ist der Vorschlag unfallverhütend usw? — Für jeden Vorschlag werden nach diesem Verfahren die in Frage kommenden Punktzahlen ermittelt und jeder Punkt mit 2 DM in Rechnung gesetzt. Der dadurch gefundene Prämienbetrag dient als Richtwert, das heißt, er kann nach Ermessen des Kuratoriums auch erhöht werden, wenn es der Mehrzahl der Mitglieder für notwendig erscheint.

Was für Vorschläge gehen denn nun so ein beim Kuratorium?

Dazu müssen wir leider sagen, daß einmal die Gesamtzahl der Vorschläge in letzter Zeit geringer geworden ist, und daß zweitens das Niveau der Vorschläge — jetzt und früher — meistens nicht sehr hoch liegt. Wenn jemand vorschlägt, daß irgendwo ein Handgriff angebracht werden soll oder ein Stück Treppengeländer oder ein Schild „Parken verboten“ oder eine hellere Lampe an seinem eigenen Arbeitsplatz usw., so sind das eigentlich nicht die Verbesserungsvorschläge, wie wir sie uns vorstellen. Das sind meist Selbstverständlichkeiten, die zu den Aufgaben eines Vorarbeiters oder Facharbeiters gehören. Trotzdem werden solche Vorschläge wohlwollend geprüft und den Einsendern wird für ihr Mitdenken und die Hinweise vielfach eine Anerkennungsprämie von 10 bis 20 DM gezahlt. Das gleiche kann zutreffen für Fälle, bei denen sich der Vorschlagende zwar völlig falsche Vorstellungen von den Betriebsbedingun-

gen und deshalb undurchführbare Vorschläge macht, aber durch die exakte Ausführung eines Vorschlages mit Zeichnungen, Berechnungen usw. zeigt, daß er sich sehr wohl im einzelnen Gedanken gemacht hat.

Je besser die Idee, umso höher die Prämie

Mit solchen allgemeinen Hinweisen erschöpft sich der größte Teil der bei uns eingehenden Vorschläge. Verbesserungsvorschläge, die wirklich einen neuen Gedanken bringen, die wirklich dazu beitragen, altbekannte und bisher in Kauf genommene Übelstände an irgendeiner Stelle schlagartig zu beseitigen, die einfache Lösungen verwickelter Betriebsprobleme darstellen, dem Mann an irgendeinem Arbeitsplatz wesentlich die Arbeit erleichtern, die Zeitersparnisse ergeben, Kosten senken, den Arbeitsablauf beschleunigen, den Ausstoß in der Produktion erhöhen, noch bessere Qualität gewährleisten, Arbeitsgänge oder Wege und Wartezeiten überflüssig machen, Fehler und menschliches Versehen ausschalten und was dergleichen mehr ist — solche Verbesserungsvorschläge sind allerdings selten. Freilich muß man dafür schon etwas mehr nachdenken und sich eingehend mit dem Problem befassen, denn wenn es so einfach wäre, wäre sicher schon vorher jemand auf die Lösung gekommen. Und doch — seien wir einmal ehrlich: Wie oft haben wir in der Vergangenheit bei irgendeiner Neuregelung sagen müssen: „Donnerwetter, das ist ja die Lösung! So einfach, aber bisher ist niemand darauf gekommen!“ Das ist es eben: Bisher ist niemand darauf gekommen. Wir sehen unsere Arbeitsverhältnisse natürlich alles schon mit einer gewissen Voreingenommenheit, sozusagen mit Scheuklappen. Auf das Einfachste kommt man nicht, und es ist oft so naheliegend. Hierbei hat nur jeder die Möglichkeit, bei etwas Nachdenken mitzuhelfen, neue Lösungen zu finden, an seinem eigenen Arbeitsplatz oder anderswo. An der Zahlung einer Prämie soll es gewiß nicht liegen. Im Gegenteil. Die Geschäftsleitung zahlt gern hohe Prämien für gute Vorschläge.

Abschließend soll noch eine letzte Frage angeschnitten werden. Übrigens, daß Vorschläge von Betriebsvorgesetzten, die in

ihren eigenen Verantwortungsbereich fallen und zu ihren ureigensten Aufgaben gehören (auf Grund solcher Betriebserfahrungen zum Beispiel ist ja jemand Meister oder Vorarbeiter geworden), meist nicht prämiert werden, ist wohl klar. Nein, wir meinen jetzt Fälle, bei denen Vorschläge eine Verbesserung betreffen, die zum gleichen Zeitpunkt vom Betrieb mit einem Werkstättenauftrag beim Bau- oder Maschinenbetrieb zur Durchführung in Auftrag gegeben worden sind. Diese Fälle sind leider sehr zahlreich. Ich sage leider, weil nämlich nun das Kuratorium die Aufgabe hat, festzustellen, was früher datiert, der Vorschlag oder der Werkstättenauftrag, und dann dem enttäuschten Einsender oft klarmachen muß, daß er keine Prämie erhalten kann, weil sein Vorschlag später kam. Wir wollen hier nicht unterstellen, daß ein Einsender durch Gespräche zwi-

schen Betriebsvorgesetzten zum Beispiel von bevorstehenden Änderungen gehört hat und „nun schnell“ einen gleichlautenden Vorschlag einreicht; aber das Zusammentreffen solcher Verbesserungen ist oft so erstaunlich, daß man sich wundern muß. Gerade in solchen Fällen werden die Einzelheiten durch das Kuratorium sehr eingehend geprüft, denn kein Einsender soll um die ihm rechtmäßig zustehende Prämie gebracht werden. Glücklicherweise handelt es sich bei solchen „Zweifelfällen“ meist um Vorschläge allgemeiner Art. Die wirklich wertvollen Einsendungen stehen stets zweifelsfrei und erhaben da und können leicht entschieden werden.

Nun möchten wir noch einmal allen Betriebsangehörigen zurufen: Bringt Verbesserungsvorschläge! Helft mit, Arbeits- und Produktionsgänge zu erleichtern!

Gedanken zum Lehrjahr 1955/58

„Junge, dein Facharbeiterbrief ist eingetroffen.“

Meine Mutter stand in der Küche und hielt einen Umschlag der Bergischen Industrie- und Handelskammer in der Hand. Große Freude spürte ich bei dem Gedanken, endlich ein abschließendes Zeugnis meiner Lehrjahre zu besitzen. In jenen Stunden, in denen mir bewußt wurde, daß die Lehrzeit zu Ende ist, erinnerte ich mich an die Jahre der Vorbereitung auf die Facharbeiterprüfung. Wie war es doch damals 1955, als wir angingen?

Man kam in die Lehrwerkstatt, allein, ohne die beschützende Hand der Eltern, hatte keinen Freund oder Kameraden und fühlte sich manchmal doch sehr verlassen. Geschätzt wurde darum zuerst der, der für diesen Umstand das größte Verständnis zeigte und es auf mancherlei Weise an den Tag legte. Bei vielen meiner Mit-
+ 1958 Corporate Archives
lehrlinge ging diese Umstellung sehr schnell und entschlossen vor sich. Andere hingegen konnten sich nur langsam von den bisherigen Lebensgewohnheiten trennen. Es fiel ihnen schwer, sich den so ganz anderen Verhältnissen, der ganz an-

deren Umgebung, den fremden Menschen anzuschließen und anzupassen. Aber die Kameradschaftlichkeit, die dann auch in dieser neuen Gemeinschaft zu wirken begann, das Verständnis des Lehrmeisters und der Ausbilder für unsere Lage, ließen uns jede Schwierigkeit überwinden. Ich kann heute sagen, daß sie einen gesunden, festen Grundstein in uns gelegt haben. Das ist in unserer Zeit, in der mancher verständlicherweise nicht immer in der richtigen Obhut ist, das Entscheidende.

Es gab zu Beginn der Lehre auch in unserem Jahrgang Schwierigkeiten und Hindernisse, die überwunden werden mußten. Es gab Meinungen und Wünsche, die mit dem Sinn und Zweck der Lehrzeit nicht vereinigt werden konnten. Wir haben uns überzeugen lassen, auch wenn es manchmal nicht einfach war, etwas einzusehen, und unsere Ausbilder haben mit Geduld und Verständnis der Sache gedient, nämlich, uns nicht nur zu tüchtigen Facharbeitern sondern auch zu tüchtigen Menschen zu erziehen.

Viel könnte man noch schreiben über die Sommerferien, die wir jedes Jahr gemein-

sam verlebten, in denen wir fröhlich waren und ausgelassen sein durften, und stets einer fürsorglichen Hand anvertraut waren. Es war die Hand, die das Lehrjahr 1955/58 zu einer dauernden kameradschaftlichen Gemeinschaft zusammenschmelzen ließ, der es zu verdanken ist, daß wir überall, wo wir waren und unsere Ferien verbrachten, gern gesehene Gäste blieben.

Große Fehler sind auf keiner Seite gemacht worden, und über kleine Mißverständnisse und Unstimmigkeiten wurden gemeinsam Überlegungen angestellt, diese besprochen und geklärt. Klare und sachliche Überlegungen mit jungen Menschen, die zur Überzeugung führen, sind doch jene Faktoren, die im Alter zwischen 14 und 19 Jahren eine gewisse Reife sich bilden lassen.

Während der Lehrzeit sieht man meist nur die „Qualen“, denen man als Lehrling ausgesetzt zu sein glaubt. Doch welche Lehren diese Lehre einem gibt und gegeben hat, spürt man erst viel später, wie es auch unser Jahrgang bestätigen kann. Als Jugendlicher kann ich sagen, daß wir Lehren annehmen wollen und gern annehmen, aber man muß auch, wie es in unserer Lehrzeit der Fall war, Verständnis für uns zeigen und nicht gleich sagen: Dieser Junge ist ein Raufbold oder Dummkopf.

Man muß sich den Jungen widmen, weil es nun mal die Aufgabe der älteren Generation ist, uns zu fördern, alles Gute, das sie besitzen, auch uns zu geben und uns auf die richtige Bahn zu lenken. Aber nicht nur des Lehrmeisters und Ausbilders Aufgabe ist es zu sagen: „Junge, nimm diese Lehre an und mach dir diese Sache zu eigen“ oder „lerne dieses Kapitel, du wirst es im Leben brauchen!“ Ich glaube, es ist die Aufgabe jedes Arbeiters und Angestellten, eines jeden in unserem Werk, gerade in der Zeit, in der wir leben, der Jugend das Beste zu geben. Der junge Mensch wird dadurch sicher und selbständig, denn die Zukunft des Volkes sind doch wir, die Jugend.

Man sollte auch nicht als 19- oder 20jähriger, wenn man selbst noch in einer beträchtlichen Entwicklung steht, das „Du“ zu schnell zur Hand nehmen. Ein „Du“ kann nur wenig lehren, aber von jenem

Mann, der mein Vater sein könnte, läßt man sich gern etwas sagen, denkt darüber nach und lernt und reift, ohne es zu merken.

Das Feine und Gute muß trotz Industrialisierung und des zu begrüßenden Aufstiegs der Technik erkannt und bewahrt werden. In einem Vers ausgedrückt, erkennt man die Wichtigkeit:

Jung zu sein ist wahre Freude,
Altern ist des Lebens Lauf,
neues Kommen, Gehen, Schaffen
alles blüht im Leben auf.
Doch zu hüten ist das Feine,
alles Liebe auf der Welt,
sieh es nur im Sonnenscheine,
gib's nicht her für Gut und Geld!

So möchte ich meine wenigen Gedanken beschließen, die nur wie Körnchen sind in einem großen Sandberg. Im großen und ganzen gesagt: Ist das nicht der Geist, jener Geist der Jugend, der in ihr den Grundstein legt und legen kann für das Leben?

Ich bin jetzt 17 Jahre alt und möchte meinen, daß das ganze Leben eine große Lehre mit vielen kleinen Nebenlehrzeiten ist. Versteht man, sein Leben danach einzurichten, erhält man den Lohn im frühen oder späteren Alter ausgezahlt.

Hans Joachim Meyer, Lehrjahr 1955/58

Arbeitszeit in den kaufmännischen Büros ab 1. Januar 1959

Ab 1. Januar 1959 wird die regelmäßige Wochenarbeitszeit laut Vereinbarung zwischen den Tarifpartnern von 45 auf 44 Stunden verkürzt. Für alle Büros, die bisher an fünf Tagen in der Woche gearbeitet haben, ist nachstehende neue Arbeitszeit zwischen Geschäftsleitung und Betriebsrat vereinbart worden:

montags bis	
donnerstags	von 7.45 bis 17.00 Uhr
freitags	von 7.45 bis 17.15 Uhr

Die nächste Sprechstunde der Geschäftsleitung für die Belegschaft findet Samstag, den 3. Januar 1959, von 10-12 Uhr im Hauptverwaltungsgebäude statt.



Jubilarfeier in der Gewindeschneiderei

von links nach rechts: Gottfried Hildermann, Peter Schumacher, Fritz Leymann, Helmut Groote, Hansgünter Biermann, Frau Elisabeth Dietsch, der Jubilar Fritz Dietsch (25 Jahre Mitarbeit), Rudi Kütke, Paul Schumacher, Josef Laue

Jubilarfeier bei Julius Lindenberg

von links nach rechts: Alfred Holland, Fritz Bormann, Kurt Schäfer, Frau Margarete Casbach, Otto Prüssmann, der Jubilar Ernst Casbach (25 Jahre Mitarbeit), Curt Bonsen, Frä. Helga Casbach, Karl Treichel, Wolfgang Richter, Eugen Ullrich



Der Fotoclub berichtet

Als die Fotografie noch in den Anfängen steckte, beschäftigten sich bereits ihre Anhänger mit der Nutzbarmachung des Kunstlichtes. Gerade in der gegenwärtigen Jahreszeit, in der die Tage ständig kürzer werden, wird sich auch der Amateurfotograf für die vielseitige Einsatzmöglichkeit des Kunstlichtes interessieren. Aus diesem Grunde haben wir auch die Themen unserer letzten Zusammenkünfte ganz bewußt auf das Kunstlicht zugeschnitten.

Wie wir in unserer letzten Ausgabe des „Schmelztiegel“ ersehen können, kann das Kunstlicht bei einer Porträtaufnahme eine große Rolle spielen. Welche Wirkungen mit dieser Lichtquelle erzielt werden, läßt sich unschwer aus der kleinen Bildserie ableiten. Es würde über den Rahmen unseres Kurzberichtes hinausgehen, wollten wir auf alle Einzelheiten des weitgespannten Themas „Kunstlicht“ eingehen. Auch der Sinn und Zweck unserer Zusammenkünfte kann nur sein, unseren Mitgliedern und Gästen Anregungen mit auf den Weg zu geben, um durch eigene intensive Arbeit das Verständnis für die Fotografie zu vertiefen.

Holzfiguren, wie sie das Erzgebirge in Fabriken und in mühevoller Heimarbeit herstellt, waren uns willkommenes Motive für unser „vorweihnachtliches Lichtbild“. Von geschickter Hand, vor einem entsprechenden Hintergrund aufgebaut, stellten sich die kleinen Gestalten unseren Fotografen. Es war nun jedem selbst überlassen, „sein Bild“ mit der Kamera zu schießen. Es sollte sich aber bald auf Grund der Lichtmessung zeigen, daß hier eine kurze Belichtungszeit fehl am Platze war. Das Stativ mußte her, und nur die Zeitaufnahme erbrachte die zufriedenstellende Lösung. Einen Ausschnitt von der Arbeit dieses Abends vermitteln die beiden Bilder.

Ein interessanter Versuch wurde mit einer alten Plattenkamera, die uns freundlicherweise von Prof. Dr. Roesch überlassen worden ist, durchgeführt. Er zeigte, daß das Tessar-Objektiv wie auch die sonstigen Vorzüge des Plattenapparats sich gerade für derartige Nahaufnahmen an-



bieten. Vor allen Dingen ist der Fotograf in der Lage, durch den einfach vorzunehmenden Plattenwechsel mit unterschiedlichem lichtempfindlichen Fotomaterial zu arbeiten, was ihm bei der Verwendung der modernen Kleinbildkamera nur nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten oder überhaupt nicht möglich ist.

Am Ende des Abends stellte wohl manche unter den Anwesenden etwas überrascht fest, daß selbst ein vorweihnachtliches Bild mit einer alten oder auch einfachen Kamera erstellt werden kann.

Unsere Mitglieder haben wir durch ein Rundschreiben zu einer bescheidenen Adventsfeier eingeladen. Bewußt haben wir unsere Einladung auch auf die Ehefrauen ausgedehnt, um ihnen einmal die Möglichkeit zu geben, in geselligem Kreise an unserer Arbeit teilzuhaben. Kameras und einsatzfähige Blitzgeräte sollen uns helfen, diese gemeinsamen Stunden im Bilde festzuhalten.

Abschließend geben wir die Termine unserer nächsten Zusammenkünfte bekannt: 8. Januar, 22. Januar, 12. Februar, 26. Februar, 12. März, 26. März, jeweils Donnerstag um 19.30 Uhr. Treffpunkt: BSI-Pförtner 1. G.F.





Lieber Betriebsrat!

Wenn wir in diesem Jahr zur Weihnacht und zum Übergang in die Schlußphase Ihrer Amtszeit den Dank für alle gute Hilfe und Aufgeschlossenheit gegenüber mancherlei ernsten Sorgen voranstellen, geschieht das nicht ohne Grund.

Sie mußten im Verlauf der vergangenen zwölf Monate zum Teil zeitweise, zum Teil aber auch erstmalig ganz auf wertvolle Ratgeber verzichten, die in vielen Jahren entscheidender Aufbauarbeit zu unentbehrlichen Helfern bei Ihrer verantwortungsvollen Arbeit geworden waren.

Es schmälert nicht die Verdienste dieser bewährten Mitglieder Ihres Kreises, wenn wir jenen versichern und Ihnen bekennen, daß die gemeinsame Arbeit auch in diesem Jahr für uns wieder die einer guten Partnerschaft war – auch und gerade dann, wenn unsere Auffassungen im ersten Gespräch erst zusammengeführt werden mußten.

Wir möchten meinen, daß wir in der BSI im Begriff sind, angeblich von Natur aus gegensätzliches Denken in vernünftiges Zusammenwirken umzumünzen. Wenn dem so ist, sollten wir unbeirrt diesen Weg fortsetzen – es könnte für keinen Nachteiliges daraus werden.

Als Geschäftsleitung möchte es uns als dem Ganzen dienlich erscheinen, wenn in Ihrem demnächst, also im Frühjahr, neu zusammenzusetzenden Kreis zwei große Gruppen von Werksangehörigen ein gewichtigeres Mitspracherecht erführen: die Generation des letzten Krieges und die Jugend. Verstehen Sie uns bitte recht: es hieße das nicht mehr, als zwei Gruppen zur aktiven Mitarbeit gewinnen, die bislang nahezu gänzlich abseits stehen. Das bedeutet nicht und dürfte auch niemals bedeuten, daß wir nicht um den hohen Wert der alten erfahrenen Kenner sozialpolitischer Fragen wüßten, von denen es – leider – auch bei uns in der BSI immer weniger gibt. Wir sollten gemeinsam Wege suchen, die es gestatten, dem Rat und der Erfahrung dieser getreuesten Mitarbeiter Gehör und Gewicht zu verschaffen, ohne sie zeitlich und gesundheitlich zu überfordern. Es lohnt sich nach unserer Meinung, darüber nachzudenken.

Nochmals Dank und unser Versprechen dazu, Ihnen zur Seite zu stehen, wo immer nur wir es im wohlverstandenen Interesse der BSI und aller ihrer Mitarbeiter verantworten können.

Ihre

O. Hilger

Prof. Dr. Roesch

Dr. H. Friederichs

Dr. W. Busch



Liebe Pensionäre !

- und liebe Frauen unserer alten Pensionäre !

Vielleicht macht es Ihnen Freude, wenn wir Ihnen verraten, daß am Anfang unserer Vorbereitungen in der Vorweihnachtszeit seit vielen Jahren dieser Brief an Sie steht. Mehr noch als in manchem der vorangegangenen Jahre mag das diesmal vor allem darauf zurückzuführen sein, daß wir im Verlauf der letzten zwölf Monate von besonders vielen verdienstvollen und uns in manchem Jahrzehnt gemeinsamen Schaffens ans Herz gewachsenen Mitarbeitern Abschied nehmen müssen.

Wir wissen allzu gut, wie schwer es manch einem geworden ist, den zur zweiten Heimstatt gewordenen Arbeitsplatz zu verlassen. Gerade deshalb ist es uns auch verständlich, daß die seit der Rentenreform des vergangenen Jahres in nahezu allen Fällen erreichte materielle Sicherung unserer Alten durchaus nicht ein uneingeschränktes Gegengewicht für den Verzicht auf das so wesentliche Gefühl des Noch-Mitschaffen-Könnens ist.

Mit Sorge und herzlicher Anteilnahme verfolgen wir Ihr zum Teil unbefriedigendes gesundheitliches Wohlergehen. Manchem von Ihnen sind auch in diesem Jahr ernste Krankheiten und damit verbundene schmerzensreiche Leidenszeit nicht erspart geblieben. Dankbar mögen gerade diese unter Ihnen liebevolle Fürsorge der Angehörigen wie auch nahestehender Freunde empfunden haben.

Wir wissen aber auch von den Einsam-Gewordenen und ihrer stummen Not. Es muß besonders schmerzlich berühren, hier von unserer Seite aus so wenig helfen zu können.

Ihnen allen mit diesen Zeilen unsere guten Wünsche mit dem Ausdruck herzlichen und dankbaren Gedenkens zu übermitteln, ist uns ein Herzensbedürfnis. Erinnern Sie sich auch im kommenden Jahr immer dann, wenn es nottut, der aus langer Verbundenheit herrührenden Mahnung, die wir Ihnen am Tage Ihres Ausscheidens mit auf den Weg gaben: die Türen zur BSI bleiben für Sie allzeit offen.

Ihre

O. Hilger

Prof. Dr. Roesch

Dr. H. Friederichs

Dr. W. Busch



Liebe Soldaten!

Zum ersten Mal seit vielen Jahren sind in diesem Jahr junge BSI-Angehörige zur Ableistung ihrer Wehrpflicht einberufen worden. Mit seltener Härte und hohem Verantwortungsgefühl ist in unserem Volke um die Wiedereinführung des allgemeinen Wehrdienstes gerungen worden. Wir haben berechtigten Anlaß zu der Behauptung, daß auch den letztlich in dieser Auseinandersetzung obsiegenden Befürwortern die Entscheidung überaus schwer gefallen ist. Es ist mit Recht gesagt worden, der Entschluß sei allein aus Vernunftgründen und nicht mit dem Herzen gefaßt worden.

Was wir Ihnen wünschen, sind vor allem anderen kluge, begabte Vorgesetzte, denen bei der unvermeidlich harten Ausbildung der ihnen anvertrauten jungen Männer die Achtung vor dem Menschen Richtschnur ihres Handelns ist.

Wer von uns Alten den „Kommiß-Betrieb“ kennt, weiß, daß es neben herben Stunden auch solche von ausgelassener Fröhlichkeit gibt, die man in seinem ganzen Leben nicht vergißt, während die Erinnerung an die bitteren „Einlagen“ rasch verblaßt.

Unserem herzlichen Gedenken an Sie draußen in den Kasernen im Lande haben wir geglaubt, auch sichtbaren Ausdruck geben zu sollen. Wenn es Ihnen Freude macht, wäre unsere gute Absicht vollauf erfüllt.

Ihre

O. Hilger

O. Hilger

H. Roesch

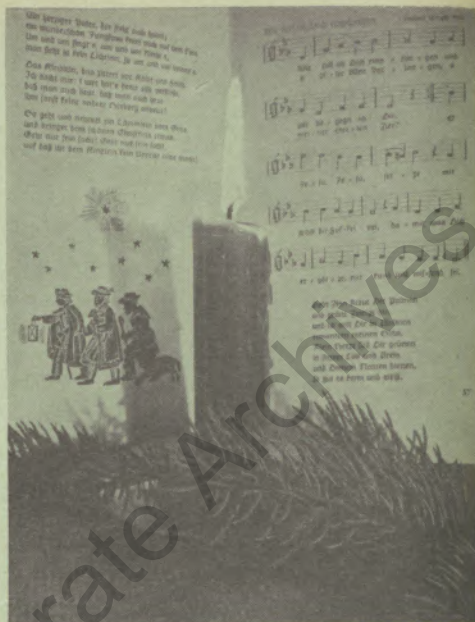
Prof. Dr. Roesch

H. Friederichs

Dr. H. Friederichs

W. Busch

Dr. W. Busch



Von der Freude des Schenkens

Das junge Paar saß in der Bahn, die in einen der Vororte der großen Stadt und weiter hinaus fuhr. Es waren ziemlich viele Leute im Abteil so kurz nach Ladenschluß. Und es war Vorweihnachtszeit.

„Hast du denn nun endlich alles beisammen, was du unbedingt schenken mußt?“ erklang die Stimme des jungen Ehemannes, etwas gereizt schien es, denn offensichtlich machten ihm die Pakete und Päckchen zu schaffen, die er tragen mußte, und vielleicht auch der Gedanke, viel Geld ausgegeben zu haben.

„Wo denkst du hin, Günter! Für Onkel Fritz müssen wir noch die Kiste Zigarren und für Tante Else die Wolljacke kaufen. Wir bekamen doch so nette Geschenke zur Hochzeit von der ganzen Verwandtschaft, da müssen wir uns doch auch erkenntlich zeigen“ — auch Lisas Stimme klang leicht gereizt —, „dann noch die Spielsachen für die Kleinen der Nachbarin, die immer die Post für mich abnimmt, wenn ich nicht da bin.“ Jetzt kam es aus seinem Munde noch gereizter: „Diese blöde Schenkere! Man kriegt das allmählich satt! Soll sich doch jeder selbst kaufen, was er braucht, dann wäre das Geld besser angelegt!“

Die Umsitzenden hatten das gerade nicht liebenswürdige Gespräch mitangehört. Es trug nicht dazu bei, die Stimmung zu heben, eine Stimmung, die bereits froh in jedem einzelnen schlummerte in Anbetracht des kommenden Weihnachtsfestes, an dem man schenkte und beschenkt wurde, wie es seit uralten Zeiten üblich ist. Manche hatten die Einkäufe schon gemacht, andere dachten daran, sie zu machen. Da fiel dieses kleine schlechte Samenkorn des jungen unzufriedenen Ehemannes in die Gemüter. —

Die ältere Frau, einfach gekleidet, dachte daran, wie lange sie gesparrt hatte, um für ihren Mann den lange gewünschten elektrischen Rasierapparat anzuschaffen. Ja, eigentlich wäre es auch noch so weitergegangen mit dem alten Apparat und den Klingen, und man hätte etwas Nützliches für den Haushalt kaufen können.

Der junge Student in der Ecke am Fenster war nun unschlüssig geworden — sollte

er den goldenen Armreif für die kleine Freundin kaufen oder nicht? Sie hatte so viele Bekannte, die ihr sicher viel wertvollere Geschenke bringen würden, und er hatte das Geld eigentlich für Fachliteratur anlegen wollen, die er für sein Studium brauchte. Aber würde sie sich nicht doch über eine Gabe von ihm ganz besonders freuen?

Der ältere Mann neben ihm denkt an das Geschenk, das er seiner Tochter, bei der er lebt, machen will. Endlich einmal eine seidene Bluse hatte sie sich gewünscht. Er hatte von seiner Rente eine ganz wunderschöne erstanden. Hätte es nicht vielleicht doch besser eine Anschaffung für den Haushalt sein sollen?

Auf einem der Bahnhöfe hält der Zug. Menschen steigen ein und aus.

Zwei kleine Mädchen kommen herein, 10 und 12 Jahre alt. Offensichtlich Schwestern. Ihre Kleidung, derb und ländlich, läßt vermuten, daß sie irgendwo draußen auf dem Lande zuhause sind. Die Gesichter glühen vom Winterwind und von einer heimlichen Freude, die beide gleichermaßen zu bewegen scheint. Sie schwatzen munter drauflos. Von ihrem Weihnachtseinkauf, den sie eben machten. Die eine zieht endlich aus ihrem Netz ein kleines längliches Päckchen heraus, schaut die andere lächelnd an und dann die Mitfahrenden — sie werden sich sicher mit ihnen freuen. Das Weihnachtspapier wird beiseite gelegt, ein goldenes Bändchen ist um ein Kästchen geschlungen. Sie lösen die Schleife und nehmen den Deckel ab. Strahlend sehen sie sich um: auf blauer Watte liegt eine lange Kette aus bunten Perlen und Steinen. Nicht teuer, nicht sehr schön, aber sehr modisch. Die Augen der beiden strahlen beim Anblick der „Kostbarkeit“.

„Was meinst du, was Mutter für Augen machen wird? Wenn morgen doch schon Weihnachten wär', ich kann's kaum noch erwarten! Sie zieht bestimmt zum Fest das neue Kleid an. Weißt du, wie sie sagte, wie nett eine solche Kette dazu wäre, wie die Frau unseres Feriengastes sie im Sommer trug. Gut, daß wir das gehört haben. Ganz traurig meinte sie, wenn

Vater noch lebte, dann würde sie eine solche bestimmt bekommen. Und nun kriegt sie sie von uns. Gerad', daß unser Gespartes von den Botengängen dafür reichte. Ich dachte schon, sie wäre viel teurer. Ach, Gretel, freust du dich auch so sehr?"

Ganz behutsam wird das Geschenk, nachdem die Schwester auch ihrer Freude Ausdruck gegeben hatte, wieder eingewickelt und sicher verstaut.

Freudig schwatzen sie weiter von dem bevorstehenden Fest und von den bescheidenen Gaben, die auf sie warten.

Die Menschen, die rundherum in gerade nicht froher Stimmung saßen, hörten zu und — freuten sich mit. Und auf einmal kam ihnen zum Bewußtsein, daß die Gedanken, die sie bewegten, ganz müßig waren, nur hervorgerufen durch einen Nörgler, der seine dummen Bemerkungen sicher auch schon wieder vergessen hatte. So wie diese beiden Kinder, unbeschwert und nur selig in der Freude des Gebens, so wollten auch sie nun schenken. cg

WEIHNACHT!

Wieder steigt die Nacht der Weihe aus dem Schoß der Erdenzeit, wieder rüstet sich aufs neue zu dem Fest die Christenheit.

Wieder werden hell die Kerzen strahlen an dem Tannenbaum, und viel tausend Kinderherzen können es erwarten kaum.

Hohe Weihnacht, schönste Blüte abendländischer Kultur, gehst hervor aus dem Gemüte unsrer Seele und Natur.

Wo gibt es ein Fest auf Erden, das wohl unsrer Weihnacht gleicht, wie's an Innigkeit und Wärme, jedes Jahr aufs neu sich zeigt.

Liebe, fromme Weihnachtsglocken, läutet uns ins Herz hinein, daß wir Alten mit den Kindern uns des Festes recht erfreuen.

Wenn sie dann am Heil'gen Abend glücklich vor den Gaben stehn, möchte man die frohen Äuglein und das Glück der Eltern sehn.

Schwingt euch auf, ihr Weihnachtsglocken, gern wir lauschen eurem Klang. Unsre schönsten Weihnachtslieder stimmen ein, zum Festgesang.

Ph. Cron

So müssen Jungen sein

Jungen kommen in bestimmten Größen, Gewichten und Farben vor. Man findet sie überall, auf etwas kletternd, auf etwas fallend, um etwas herumlaufend. Sie werden geliebt von Müttern, gehaßt von kleinen Mädchen, geduldet von älteren Geschwistern, ignoriert von Erwachsenen und beschützt vom Himmel. Ein Junge ist Wahrheit mit Schmutz im Gesicht, Weisheit mit Kaugummi im Haar und Zukunftshoffnung mit einem Frosch in der Tasche.

Ein Junge hat den Appetit eines Rosses, die Verdauung eines Schwertschluckers, die Energie einer Taschentombombe, die Neugierde einer Katze, die Stimmgewalt eines Diktators, die Phantasie der Gebrüder Grimm, die Schüchternheit eines Veilchens, die Kühnheit eines Stahlmessers, den Enthusiasmus eines Knallbonbons — und wenn er etwas in Ordnung bringen soll, hat er ganz gewiß fünf Daumen an jeder Hand.

Er liebt Waffeleis, Messersägen, Weihnachtsen, Witzbücher, den Jungen von der anderen Straßenseite, Wälder, Gewässer, große Tiere, Papa, Eisenbahn, den Sonntagmorgen und Dampfmaschinen. Er liebt nicht die Schule, Abendgesellschaften, Bücher ohne Bilder, Klavierstunden, Krautwatten, Haarschneiden, Mädchen, Mäntel, Erwachsene. Niemand anders steht so früh auf, kommt so spät zum Abendessen. Niemand anders kann ein rostiges Messer, einen angebissenen Apfel, einen Klumpen Teer, einen Meter Bindfäden, einen leeren Tabaksbeutel, zwei Stück Kaugummi, 20 Pfennig, eine Schleuder, einen Gegenstand von unenträtselbarer Substanz und eine Einbrecher-Werkzeugtasche mit Geheimschloß in einer Hosentasche unterbringen. Ein Junge ist ein Wesen, das mit magischen Kräften begabt ist — du kannst ihn aus deiner Werkstatt ausschließen, jedoch nicht aus deinem Herzen. Du kannst ihn aus deinem Arbeitszimmer verbannen, aber nicht aus deinen Gedanken. Du kannst dich ruhig von vornherein geschlagen bekennen, er ist dein Bezwingler, dein Gefängniswärter, dein Chef und Meister, ein sommersprossiges, dreikäsehohe Bündel aus Lärm. Aber wenn du abends von deinen Hoffnungen und Träumen nur noch die Scherben nach Hause bringst, dann kann er alles wieder zusammenfügen — mit zwei Worten: „Tag, Vati!“

Zum Jahreswechsel

Dr. W. Busch

Ein Vergleich der Zahlen — auch wenn diese zum Teil erst vorläufiger Natur sind — zeigt es auf den ersten Blick: wir sind noch einmal davongekommen, haben im Jahre 1958 nicht die vielfach beträchtlichen Umsatzeinbußen in Kauf nehmen müssen, die andere Werke unseres Industriezweiges gegenüber dem Jahr 1957 erlitten haben. Niemand wird sich einbilden wollen, daß die Ursachen darin liegen, daß wir fleißiger oder tüchtiger gewesen seien als die anderen.

Einmal mehr hat sich aber erwiesen, daß in der Vielgestaltigkeit unseres Fabrikationsprogramms eine beachtliche Sicherung gegen konjunkturelle Schwankungen liegt. Wir sollten daran denken, wenn — allzu verständlicherweise — gelegentlich eben dieser bunte Strauß unserer Fertigung, insbesondere die Vielfalt der hergestellten Qualitäten, Gegenstand heftiger Kritik ist.

So ist es überaus charakteristisch, daß die Entwicklung der Umsätze in den einzelnen Sparten außerordentlich unterschiedlich gewesen ist. Bedauerlichen Einbrüchen dort steht ein bemerkenswerter Anstieg der Fabrikationszahlen an anderer Stelle gegenüber. Der im ganzen erzielte Ausgleich hat dann als besonders erfreuliche Auswirkung eine alles in allem stete Beschäftigungshöhe gesichert, die es gestattete, umfassendere Beschneidungen der Arbeitszeit und Entlassungen zu vermeiden. Das war freilich zeitweise, nämlich im Spätherbst, nicht ohne einen mit gewisser Sorge beobachteten Anstieg der Herstellkosten zu meistern. Unser gerade in dieser Phase aus wohlherwogenen Gründen gehegtes Vertrauen in die weitere Entwicklung hat sich bis zum Jahreswechsel als gerechtfertigt erwiesen. Selbstverständlich weisen unsere Auftragsbestände schon seit der Jahresmitte nicht mehr die in den vergangenen Jahren zur beinahe allzu lieben Gewohnheit gewordene Höhe auf. Es heißt heute über einen sehr viel kürzeren Zeitraum vorab zu disponieren und — zu reagieren.

Am wachen Reaktionsvermögen allerdings

— das darf auch und muß sogar im Rahmen dieser Betrachtung ausgesprochen werden — scheint es bei manchem unter uns doch erheblich zu fehlen. Dabei ist es nicht einmal so, daß er die Notwendigkeit nicht erkannte — er sieht sie sehr genau, verlangt aber ihre Beachtung leider nur vom lieben Nachbarn und hofft wohl insgeheim, dann selbst im alten Fahrwasser und Trott weiterdösen zu können.

Das gilt nicht nur in bezug auf die leidige Terminfrage, gilt vielmehr ebenso und oft in noch größerem Maße von der Bereitschaft, Neuem Ohr und Verstand zu öffnen. Selbstverständlich ist nicht alles Neue auch gut oder gar besser; es ist aber genauso gewiß auch nicht mit absoluter Sicherheit schlechter. Kein Mensch wird ernstlich in Abrede stellen wollen, daß die Autos oder Radiogeräte des Jahres 1958 besser sind als die Detektoren der zwanziger Jahre — es fehlt nicht an Mitarbeitern in der BSI, die Arbeitsmethoden gleich ehrwürdigen Alters mit staunenswerthem Gleichmut als denen unserer Zeit überlegen erklären. Es wird ihnen nicht bewußt, daß sie sich lächerlich machen mit solcher Sturheit, am Ende gar selbst ein keineswegs unbedenkliches Zeugnis über ihre geistige Beweglichkeit ausstellen.

Nun soll hier gewiß nicht den eifernden Neuerern um jeden Preis das Wort geredet werden. Es gibt zu allen Zeiten Richtungen und Bestrebungen, denen man das Wort „modisch“ beilegen kann. Gerade die Nachkriegsjahre sind daran nicht arm gewesen. Wie gegenüber der zum Teil etwas hastig abgeschworenen politischen Meinung glaubte man vielfach dem Alten schlechthin auf allen Gebieten abschwören zu müssen. Sollten wir heute nicht am besten beraten sein, wenn wir wertvolle Erfahrungen mit neuen Erkenntnissen verbinden, anstatt allzu heftig rückwärts zu reagieren, dem Neuen nichts Schöpferisches mehr zuzubilligen — reaktionär in unserem Denken zu sein? In diesen Heften unseres „Schmelztiegel“

hat es wohl nie an Bemühen gefehlt, bedenklichem Rückschritt ebenso zu begegnen wie leichtfertigem Mangel an reiflicher Überlegung. Außenstehende, die uns in diesem Jahr in gleicher Vielzahl besuchten wie in den vorangegangenen, haben wiederholt mit einem Unterton der freundlichen Verwunderung als einen ihrer bemerkenswertesten Eindrücke die Beobachtung vorangestellt, daß bei uns ein für sie erstaunlich freier Ton der Gespräche zwischen alt und jung, Vorgesetzten und Untergebenen herrsche. Wer viel reist und dabei andere Unternehmen kennenlernt, wird das in der Tat bestätigt finden. Wir sollten uns gleichwohl darauf nichts einbilden, uns vielmehr mit der Feststellung begnügen, daß das ganz gewiß nicht schlecht sein kann, daß es darüber hinaus aber auch von einem wohlverstandenen Gebrauch der persönlichen Freiheit durch den einzelnen zeugt.

Schade, daß es immer und überall die berühmten Quertreiber geben muß, die es sich zur Aufgabe gesetzt zu haben scheinen, als höchst überflüssige Ausnahmen die Regel zu bestätigen. Was von den in dieser Gruppe geistig weniger Begüterten mit Fassung zu ertragen ist, wird bei solchen, die zugleich einen Führungsanspruch erheben, zur Unerträglichkeit. Das gilt für den ewig räsonierenden Vorarbeiter ebenso, wie es — in vermehrtem Ausmaß — für jeden gelten muß, der auf der Stufenleiter der Verantwortlichkeit höher steht. Die „Quasselstrippe“, der „Brüller“, der Intrigant wie der ewige Nörgler, sie sind uns alle gleich zuwider. Ziehe sich den Schuh an, wer mag — ohne ihn wäre uns wohler.

Eines rechten Mannes Rede ist immer noch „ja“ oder „nein“. Während ihrer Besatzungszeit waren die drittklassigen Vertreter der englischen Truppen bekannt für ihr „Ich will sehen, was ich für Sie tun kann“; der Kundige wußte, daß er sein Anliegen begraben konnte. Wenn es in einem Unternehmen, vor allem einem solchen unserer Größe, ein Anliegen besonderer Dringlichkeit gibt, dann ist es das der klaren Auskunft, der unmißverständlichen Weisung und der eindeutigen Entscheidung. Wie wird gerade in dieser Hinsicht tagtäglich gesündigt! Und wieviele

Ausflüchte werden gesucht und gefunden, um das leidige „Nein“ nicht selbst aussprechen zu müssen. Meint der mit peinlichem Mangel an Mut zur Aufrichtigkeit Geschlagene eigentlich wirklich, sein Gegenüber durchschaue nicht das klägliche Theater, und glaubt er ernstlich, eine Einbuße an vermeintlicher Beliebtheit auf solche Weise vermeiden zu können?

Erwähnen wir doch gleich auch in diesem Zusammenhang die ganz anders geartete Gruppe von Zeitgenossen, die anscheinend die Weisheit löffelweise vereinnehmen haben. Sie meinen, für sie gäbe es keine „Diskussion“. Das sieht in der Praxis dann so aus, daß mit erheblichem Stimmaufwand oder auch im Gegenteil leicht öliges „Freundlichkeit“ Feststellungen getroffen und Anweisungen gegeben werden, an denen es dann nichts mehr zu rütteln gibt. Jammervoll, was da an gutem Willen und Bereitschaft zur verantwortungsvoller Mitarbeit zerschlagen oder im Keim erstickt wird, weil sich einer gar zu erhaben fühlte, eine schlichte Begründung für eine unter Umständen lästige, aber nun einmal notwendige Arbeit zu geben.

Daß es sich hierbei um ein ganz besonders wesentliches Anliegen vieler Werksangehöriger handelt, ist nicht erst in der letzten Belegschaftsversammlung spürbar geworden. Das Thema „Vorgesetzte im Betrieb“ hat leider schon oft Anlaß zu Kritik gegeben.

Was umgekehrt bislang selten ausgesprochen worden ist, obwohl es oft nachgerade bedenkliche Formen anzunehmen pflegt, ist die unbezähmbare Sucht zur Kritik an denjenigen, die „oben“ sitzen. Dabei braucht man nicht gleich an die Geschäftsleitung zu denken, die ohnehin gern zum Mittelpunkt der Kritik gemacht wird. Aber hier tobt sich eine der häßlichsten Eigenschaften unseres Volkes aus, unglücklicherweise eifrig genährt und gefördert durch die allerhäßlichste — den Neid. „Was sind das bloß alles für Trottel, die da etwas im Betrieb oder in den Büros zu sagen haben!“ Es fehlt nicht viel, und der Hilfsschüler hält wortreich den Lohnschreiber, den Kalkulator, den Arbeitsvorbereiter oder auch den Leiter der Abteilung für einen Nichtsnutz. Umgekehrt

erscheinen dem durchaus braven Mitarbeiter in einer kaufmännischen Abteilung die Betriebsleute ohne Ausnahmen als Schafsköpfe. Jedenfalls redet er so. Hat er freilich zufällig einen Freund oder Verwandten in der Formerei, in der Mechanischen oder in der Temperei, so ist der selbstverständlich die berühmte Ausnahme von der Regel; er wird am Ende sogar als Kronzeuge bemüht nach dem Motto: „Mein Schwager sagt auch . . .!“

Ob das passende Betrachtungen am Jahreschluß sind? Wer wollte es bestreiten nach einem so unruhigen, aber alles in allem doch noch befriedigenden Jahr und vor einem neuen, das allem Anschein nach nicht ärmer sein wird an mancherlei ernstesten Problemen. Wir sollten uns alle mit ein wenig mehr Geduld wappnen, größerer Bereitschaft zum Verständnis für den anderen, nicht zuletzt aber auch höherem Verantwortungsgefühl gegenüber dem Ganzen.

Ob wir wollen oder nicht — die Politik wird an unsere Tore pochen, die Auseinandersetzung zwischen Ost und West wird auf verschlungenen Pfaden Einkehr suchen, uns für die eine oder andere Seite zu gewinnen trachten.

Alljährlich im Herbst — wir kennen das nun schon — fallen die Barometer auf Sturm. Vorgestern in Ungarn und Suez, gestern erneut im vorderen Orient und wieder einmal vor den Toren von Berlin. Schlagworte seltsam bekannter Prägung fallen vor nervösen Massen. Mißtrauen wird scheinbar unversehens gestreut unter Menschen, die an der Krankheit unserer erregenden Jahre leiden — der Angst. Propheten hie, Befreier da — allen gemeinsam persönlicher Ehrgeiz und Mangel an echtem Verantwortungsbewußtsein. Der kalte Krieg wird mit hintergründigen Waffen mitten unter die Menschen getragen — mit Haß und Mißtrauen, Sorge und Neid. Haben wir irgendeinen Anlaß, ihnen zu erliegen? Wir — am Ende eines Jahrzehnts steten Aufbaus, am Anfang einer Zeitspanne, in der wir fest verankern sollten, was gemeinsam erarbeitet und geschafft wurde? Vergessen wir es nicht, das Gemeinsame, keiner, wo immer er stehe — und nicht nur das neue Jahr 1959 wird unserer Arbeit Segen bringen.

Mit guten Vorsätzen ins neue Jahr

Jedesmal am Silvesterabend, wenn die Glocken das alte Jahr einläuten, geschieht das gleiche: sei es in fröhlicher Gesellschaft, sei es in der Stille des Alleinseins: man nimmt sich vor, rück- und vorausblickend, daß vieles anders werden muß. Zwar hatte man es sich bereits im vergangenen Jahr vorgenommen, aber mit einer gewissen Bitterkeit muß man feststellen, daß alle guten Vorsätze nicht von Dauer waren.

Wie kam das, und woran lag es wohl? Durchaus nicht böser Wille oder das völlige Fehlen des guten hatten den Vorsatz nicht zur Ausführung gebracht. Es sind meist ganz andere Ursachen, die alles zum Scheitern verurteilten. Ungeduld, schwache Nerven, Unzufriedenheit sind oft die Hauptursachen. Nicht zu schweigen von Neid und Mißgunst, die vielen Menschen die Freude am eigenen Besitz nehmen, weil andere mehr und Besseres haben.

Prüfen wir uns selbst: wollten wir nicht viel freundlicher zu unseren Mitmenschen sein, ihre kleinen Schwächen und Eigenarten übersehen, weil wir ja selbst auch welche haben; wollten wir nicht zufrieden sein mit dem Erreichten — irgend etwas hat man ja immer erreicht, wenn es auch rückschauend kleiner wirkt als die Anstrengungen, die seinetwegen gemacht wurden, und die es uns damals so groß erscheinen ließen?

Wir hatten uns zwar vorgenommen, möglichst alle Untugenden weitestgehend abzulegen, als da sind: unmäßiges Rauchen, Alkoholtrinken, viel zu spät zu Bett gehen aus nichtigen Gründen, die geopfertem Schlaf nicht lohnten. Aber das war alles. Es darf natürlich nicht bei einem Mal bleiben, wenn wir uns etwas vorgenommen haben. Wir sollten alles so oft wiederholen, bis es uns zur zweiten Natur geworden ist und wir das Gefühl haben, ein anderer, vernünftiger Mensch geworden zu sein. Andere werden es uns nachmachen, und wenn wir so auch nicht die ganze Welt ändern oder beeinflussen können, einem kleinen Kreis durch unsere guten Beispiele Vorbild zu sein, gelingt es doch. Heißt es doch so schön: In der Welt ist's dunkel, leuchten müssen wir, du in deiner Ecke, ich in meiner hier.

... und das meint Struppi

Schon lange nicht hat uns das Ende eines Jahres so viele Sorgen gebracht wie dieses. Es ist, als wollte uns das Schicksal wieder mal zum Bewußtsein bringen, daß wir immer noch auf der Erde leben, auf einer Erde, die nur von Menschen bewohnt ist und von ihnen zu dem gemacht wird, was sie ist, und der deshalb alle Unzulänglichkeiten anhaften, die man sich nur vorstellen kann.

Es ist angebracht, daß wir uns dessen mehr denn je erinnern, daß wir uns bewußt werden, daß aller Glanz und aller Wohlstand nicht darüber hinwegtäuschen, daß unser „Glück“ sehr anfällig ist und nicht ewig währt und wir zum Teil auf Sand gebaut haben. Ja, es scheint, als würden uns auch die Wirtschaftsabschwächung und sogar Entlassungen von der Arbeitsstätte allerorten nicht davon abhalten zu feiern, zu feiern ohne Rücksicht, was um uns her geschieht, man möchte fast sagen, ohne Stil und Haltung.

Vielleicht wird der eine oder andere über diese ersten Töne ungehalten sein und sagen: Was geht das alles mich an — mir geht es noch gut und das andere wird sich wieder einrenken — ich kann ja doch nichts dagegen oder dafür tun.

Ich aber meine, daß uns die letzten Jahrzehnte noch nicht so abgestumpft haben dürften, daß wir an den Geschehnissen um uns herum achtlos und interesselos vorübergehen. Es ist schon viel gewonnen, wenn jeder sich Gedanken darüber macht und für sich im kleinen die Konsequenzen zieht, die bis in seine Arbeit hineinreichen. Warum sollten wir auch jubeln, wenn ringsherum der Boden unter unseren Füßen wankt, warum sollten wir die Augen verschließen vor dem, was möglicherweise eintreten kann und dessen Anzeichen wir schon sehen, warum sollen wir nicht darüber sprechen, daß vielleicht wirkliche Not in die Familien einziehen wird, wenn nicht Menschen und Mächte die trüben Aussichten in Sonnenschein verwandeln?

Wenn ich hier in unserer Werkszeitung trotz des Weihnachtsfestes, des Festes der Freude für jung und alt, gerade nicht freudige Worte finde, so deshalb, weil auch unser Werk mitten hineingestellt ist in das große Geschehen der Welt, besonders in

Deutschland und Europa. Wir haben kleine Auswirkungen auch bei uns bereits gespürt und wollen nur hoffen, daß es bei ihnen bleibt, obwohl wir mit der einen oder anderen Einschränkung sicher noch rechnen müssen.

Wohltuend wird es gerade heute von den Mitarbeitern empfunden, daß unsere Geschäftsleitung trotz des nüchtern-sachlichen Geschäftsberichts immer so guten Mutes ist und immer nach Auswegen sucht und sie auch findet, um möglichst keinen in Not kommen zu lassen, soweit wie möglich vorausschauend alle Sorge den Betrieben angedeihen läßt, damit die Menschen, die dort tätig sind, einigermaßen beruhigt die Feiertage verbringen können. Etwas Erfreuliches hat uns der Jahresschluß aber doch gebracht. Ab 1. Januar arbeiten wir nur noch 44 Stunden in der Woche. Das ist wiederum ein großer Fortschritt, den wir nicht so gleichgültig hinnehmen sollten. Vier Stunden weniger in der Woche als noch vor zwei Jahren — und da es niemals im Leben so ist, daß man sich eines Glückes unentwegt freuen kann, so liegt auch gleich die bittere Pille daneben, eben die unsichere Wirtschaftslage, die uns noch eine Zeitlang zu schaffen machen wird.

So werden wir dieses Weihnachtsfest und den Jahresschluß nicht in so ausgelassener Stimmung verbringen können wie die verflossenen, sondern auch etwas in uns gehen, auch etwas an die Umwelt denken, auch daran, daß es außerhalb unserer engen Grenzen, auf unserem und anderen Kontinenten, noch Menschen gibt, die glücklich sind, mit einem Stückchen Brot den Hunger zu stillen und keinen Anteil haben am Wohlergehen der übrigen Welt, die sich als menschlich ausgiebt und so wenig menschlich handelt.

Wozu wir, jeder von uns, gehören, das zu entscheiden liegt bei jedem einzelnen und ist wohl wert, in diesen Tagen überlegt und beantwortet zu werden; denn danach werden uns die, denen das Schicksal nicht so hold ist wie immer noch uns, beurteilen. In diesem Sinne wünsche ich Euch allen und Euren lieben Angehörigen ein angenehmes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr in Gesundheit und Freude an der Arbeit und am Leben —

Euer *Struppi*



Jubilärfester in der Kernmacherei Stachelhausen

von links nach rechts: Willi Guba, Willi Willems, Hermann Schmitz, Frau Anna Thiel, Willi Heß, der Jubilar Adolf Thiel (25 Jahre Mitarbeit), Walter Wülfing, Eleonore Hilger, Karl Wichard, Fritz Koll

Jubilärfester in der Formerei Stachelhausen

von links nach rechts: Peter Schneeloch, Franz Serve, Frau Elfriede Krämer, Adolf Paffenhöfer, der Jubilar Heinrich Krämer (25 Jahre Mitarbeit), Erich Willems, Gustav Heinrichs, Frau Ellen Krämer, Johann Selbach, Walter Kleinert, Adolf Koch





Wachstum

ohne

Erde

Ein interessantes Beispiel dafür, daß viel mehr Pflanzen ohne Erde gedeihen können, als man annimmt, war die Verpflegung mit Frischgemüse der amerikanischen Besatzung auf der einsamen „Himmelfahrtsinsel“ mitten im Atlantik, 1500 km vom afrikanischen Festland entfernt. Dort gibt es praktisch nur vulkanische Asche, Lava und Sand.

Ausgerechnet dort war im letzten Kriege ein wichtiger Stützpunkt der Amerikaner. Woher das nötige Frischgemüse nehmen, um die Truppen zu versorgen? Große Mengen konnten durch die Luft nicht befördert werden. So entsann man sich der in den USA längst ausprobierten Tankkultur, der Hydroponics. Auf riesige flache Wannen, die mit Nährlösung gefüllt wurden, legte man Gitter, auf denen dann lustig die verschiedensten Gemüse wuchsen. Das Transportproblem war jetzt fast bedeutungslos, denn es brauchten nur noch Sämereien und eventuell Jungpflanzen angefliegen zu werden, die nur einen kleinen Teil des sonst benötigten Laderaumes ausmachten. Später wurde auf den Philippinen und auf Hawaii dieselbe Methode angewandt, da die einheimischen Ernten durch gefährliche Bodenbakterien für Weiße gesundheitsschädlich waren.

Auch in Deutschland gibt es heute bereits Hydro-Gewächshäuser mit Gemüsekulturen. Hier gedeihen in ununterbrochener

Kulturfolge Gurken, Bohnen und Tomaten. Das Gegebene war, es nun auch mit Zier- und Topfpflanzen zu versuchen — und man kann sagen, daß diese Aufzucht ohne Erde geradezu ideal ist. Man wird sich nicht gleich ein ganzes Hydro-Wanne-Blumenfenster anlegen, aber die Anschaffung einiger Hydrogefäße lohnt sich bestimmt. Am besten wählt man dafür Pflanzen, die während des ganzen Jahres schön sind, also keine eigentlichen Ruhezeiten haben. In erster Linie sind es die immergrünen Blattpflanzen, die prächtig gedeihen. Alle Cissus- und Efeuarten, Philodendron, Aralien, die schön gezeichneten Blatt- und Strauchbegonien, Asparagus, Billbergia, Sansevierien, die Grün- und die Keulenlilie, das Buntblatt und der Schraubenbaum, der oft in der Erde nicht recht fort kommt, die Dieffenbachia, Zimmerlinde und die Drehfrucht — und schließlich alle Zimmerfarne. Sogar Kakteen haben sich bewährt, und man bringt sie im Hydrogefäß schneller zum Blühen als im Topf. Nur ist dabei zu beachten, daß der Wurzelhals nicht mit der Nährlösung in Berührung kommt, da er ja ganz besonders nassempfindlich ist. Sehr hübsch sind auch zwei Pflanzen gemeinsam im selben Topf, z. B. Sansevierie und Efeu.

Es ist erwiesen, daß die Pflanzen in der Nährlösung schneller und üppiger wachsen, sind sie doch keinerlei störenden Einflüssen ausgesetzt, wie sie in der Erde vorhanden sind.

Auch für Stecklingsanzucht ist diese Methode ideal und bringt nie ein Mißlingen. Es scheint, als hätten diese so gezogenen Pflanzen mehr Lebenskraft in sich; denn sie gedeihen zweifellos viel besser.

Man sollte sich also wirklich einmal an diese neue Art der Pflanzenzucht heranwagen, die nebenbei noch viele Möglichkeiten in sich schließt, wenn man sie regulär als wirkliches Hobby betreibt. Auf Saat gezogene Pflanzen und Blumen, die angeblich Einjahrgewächse sind, halten sich über mehrere Jahre, wenn man sie schon aus dem Samen in dem Hydrogefäß zieht. Experimente auf diesem Gebiet sind bereits gemacht worden. Und wer hätte nicht daran Freude? Die einmaligen Kosten wiegen bestimmt das Vergnügen an dieser vielseitigen und interessanten Art der Zimmerpflanzenpflege auf. cg

Sei begrüßt, Amerika!

Wir veröffentlichen heute einen Brief des Auswanderers Ernst Kluft, geboren 2. März 1840 in Remscheid-Büchel, den er im Jahre 1867 aus der neuen Welt an seinen Bruder Walter in Remscheid geschrieben hat und der in urwüchsiger, humorvoller Weise die Überfahrt und die ersten Tage in den USA schildert. Der Brief ist uns von unserem Mitarbeiter Heinz Kluft, Stahlguß-Verkauf, dessen Urgroßonkel der Auswanderer war, zur Verfügung gestellt worden. Ernst Kluft ist 1924 in Amerika gestorben. Mit seinen Kindern steht die Familie Kluft in Remscheid noch in Verbindung.

Passaie, den 1. Oktober 1867

Lieber Walther!

Deinen lieben Brief habe ich seinerzeit in Antwerpen erhalten, und obgleich es meine Absicht war, Dir gleich nach meiner Ankunft in New York zu schreiben, so komme ich doch erst heute, nachdem ich bereits fünf Monate in der neuen Welt bin, dazu, Dir zu antworten. Ich wollte mir erst das Leben und Treiben hier gründlich angesehen haben, ehe ich Dir Nachricht geben wollte.

Es wird Dich vielleicht interessieren, über meine Seetour etwas Genaueres zu hören, und so will ich versuchen, Dir meine Reise möglichst ausführlich zu beschreiben.

Das Schiff sollte am 10. März, dem Tag nach meiner Ankunft in Antwerpen, die Anker lichten. Es mußte jedoch, da das Schiff noch nicht klar zum Absegeln war, bis zum 16. in Antwerpen liegen bleiben. Am 16., abends, ging ich an Bord, um am anderen Morgen die Reise in die neue, fremde Welt anzutreten. Mit mir waren noch ca. 150 Passagiere an Bord, zusammengewürfelt aus aller Herren Länder, Deutsche, Holländer, Franzosen, Italiener, Walachen, kurz, alle Nationen waren vertreten. Diesen Wirrwar, wenn eine solche Masse Menschen in das dunkle Zwischendeck eines Segelschiffes zusammengepackt wird, kann sich nur derjenige vorstellen, der selbst das Vergnügen gehabt, Zwischendeck-Passagier gewesen zu sein. Das Zwischendeck war folgendermaßen eingerichtet: an beiden Seiten waren Schlafstellen eingerichtet, das heißt, ein Bretterverschlag für je vier Personen. Jeder Passagier bekommt seine Nummer, und es wird nicht darauf gesehen, ob etwa männlich oder weiblich zusammenkriecht, denn alles Genieren hört auf einer solchen Reise auf.

So hatte ich das Vergnügen, einen Platz neben einer alten, schmierigen Holländerin und deren achtzehnjähriger Tochter, die ihre Mutter, was Schweinerei anbetrifft, noch übertraf, angewiesen zu be-

kommen. Habe aber direkt auf das große Amusement verzichtet und die erste Nacht auf meinem Koffer zugebracht. Well, am ersten Tag ging die Geschichte noch so leidlich, da die Passagiere alle gesund waren. Mit unserem Eintritt am anderen Tag in den Canal aber ging der Jammer an. Der Canal ist schon bei ruhigem Wetter ein tückisches Wasser; wir kamen aber bei Sturm hinein, und fing unser Schiff, beiläufig gesagt, eins der schlechtesten, was mal den Ocean befährt, an, furchtbar zu schaukeln, und natürlich fand sich mit dem Schaukeln auch gleich die Seekrankheit ein. Ich habe allerdings früher viel über diese Krankheit gehört und gelesen, aber nie geglaubt, daß solche so schrecklich ist.

Eine Seefahrt, die ist lustig

Die meisten Passagiere, besonders Frauen und Mädchen, waren auf Anraten des Kapitäns auf Deck gegangen. Anfangs gab das Schaukeln viel Anlaß zu Spaß; in Zeit von einer Stunde jedoch war das Deck mit jammernden, klagenden und kotzenden Passagieren besät. Keinen Fuß konnte man vor den anderen setzen, ohne auf ein wehklagendes Menschenkind zu treten. Aus eigener Erfahrung kann ich nichts über die Krankheit sagen, da ich einer der wenigen Passagiere an Bord gewesen, der unangefochten von ihr geblieben ist. Es muß aber ein schreckliches Gefühl sein; denn die Menschen waren nicht im Stande, aus ihrer Klappe herauszukriechen, beschmutzten sich wie die kleinen Kinder und magerten zu Gerippen ab. Ich wurde am zweiten Tage von einer schönen Lehrerstochter aus Gotha, die ihren Bruder in New York besuchen wollte, gebeten, mein Lager neben dem ihrigen aufzuschlagen. Das arme Mädchen hatte das Vergnügen gehabt, ihre Schlafstelle zwischen drei verwegenen, zerlumpten Italienern angewiesen zu bekommen, denen eben alles, nur nichts Gutes zuzutrauen war. Sie wollte, sagte sie, mir ihre Ehre am liebsten anvertrauen, da ich doch,

und ich darf mich doch auch selbst rühmen, einer der gebildetsten jungen Männer an Bord sei.

Well, ich nahm das Anerbieten mit Vergnügen an. Habe die ganze Reise hindurch an ihrer Seite geschlafen und sie in meinen Schutz genommen, aber auf Ehrenwort nie ihr Vertrauen zu mir im geringsten mißbraucht. Zum Dank hat mich die schöne Kleine zuweilen recht weidlich bekotzt, denn sie hatte die Seekrankheit im höchsten Grade.

Wie hatte ich mir die Seetour so unterhaltend und angenehm vorgestellt, und wie furchtbar habe ich mich getäuscht. Was erstens die Behandlung der Passagiere auf einem Segelschiff anbetrifft, so ist solche so unter allem Luder gemein, daß Du Dir keinen Begriff davon machen kannst. Der Capitain war ein niederträchtiger irländischer Hüne, der die Passagiere auf alle mögliche Weise zu chicanieren suchte. So mußten wir bei dem schrecklichen Sturm helfen, das Schiff auszupumpen und das Zwischendeck zu fegen, und lagen wir deshalb auch die meiste Zeit mit Capitain und Matrosen in Fehde. Ja, die Sache wurde so schlimm, daß wir männlichen Passagiere zusammentreten mußten, um unser Leben zu verteidigen, da die Matrosen mit gezückten Messern auf uns eindrangen und uns zum Arbeiten zwingen wollten.

Well, wir haben ihnen das Handwerk gelegt, den Hauptträdelsführer so windelweich geschlagen, daß er nicht stehen konnte, ihm sein Schiffsmesser abgenommen und dem Capitain bedeutet, daß wir, falls sich ein solcher Angriff wiederholen sollte, ohne Gnade und Barmherzigkeit die Matrosen niederschlagen würden und bei unserer Ankunft in New York die Sache der Emigranten-Commission übergeben würden. Gott sei Dank, die Kerle haben Vernunft angenommen, sonst wären wir alle rettungslos verloren gewesen. Die wenigen Matrosen, es waren ihrer außer zwei Deutschen, die auf unsere Seite getreten wären, nur acht an Bord, hätten wir bald niedergeschlagen, aber wer hätte uns dann über die große, stürmische Wasserwüste bringen sollen.

Was sind alle Beschreibungen über Seestürme, wie weit bleiben sie alle gegen die Wirklichkeit zurück! Ich habe das großartige Schauspiel zu sehen sehr oft Ge-

legenheit gehabt, da wir eine furchtbar ungünstige Fahrt gehabt haben. Schon im Canal wurden wir von einem heftigen Sturm überfallen; derselbe war uns aber glücklicherweise nicht hinderlich, sondern jagte uns mit einer furchtbaren Schnelligkeit vorwärts. Wir hatten einen ausgezeichneten Lotsen an Bord und mithin nicht leicht etwas zu befürchten. Der Lotsen, den jedes Schiff durch den Canal an Bord haben muß, wurde uns von einem anderen Schiff abgeholt. Bei dieser Gelegenheit habe ich die furchtbare Verwegenheit der Matrosen kennengelernt. Auf einem kleinen Boot, das jeden Augenblick von den Wogen verschlungen werden zu müssen schien, kamen vier Matrosen an unser Schiff angefahren, um unseren Lotsen zu holen. Es war wirklich schrecklich anzusehen, wie die Nußschale von den Wellen geworfen wurde, bald in der furchtbarsten Tiefe, bald bergeshoch auf einer schäumenden Woge.

Wogen und Walfische

Eines Abends, als wir, unser vier Passagiere, in der Küche standen, um eine Suppe zuzubereiten, hatten wir so furchtbar stürmische See, daß ich jeden Augenblick dachte, es wäre unser letztes Stündlein gekommen. Die anderen Passagiere waren alle im Zwischendeck versammelt, die einen weinend, die anderen betend, kein lautes Wort wurde gesprochen. Draußen heulte die See, der Sturm raste mit furchtbarer Kraft in den Segeln, dazwischen das den Sturm noch übertönende Commando des Capitains, das Geschrei der Matrosen, es war ein furchtbar schönes Concert. Ich vergesse es in meinem Leben nicht; wir wollten Graupen und Kartoffeln kochen, aber unser Kessel, Du kannst Dir denken, daß derselbe nicht klein war, da für 150 Menschen darin gekocht wurde, tanzte in einem fort auf dem Kamin und hatte sich bald der Hälfte seines Inhalts entledigt. Wir hatten uns so fest wie möglich angeklammert, um nicht jeden Augenblick zusammengeschleudert oder auf den Ofen geworfen zu werden, und sahen dem schrecklichen Schauspiel zu. Unser Schiff ging gerade wie in einem tiefen Tale, zu beiden Seiten hatten wir schrecklich hohe Wasserberge. Eben waren wir noch am Überlegen, wie wir die Passagiere satt machen sollten, als

plötzlich eine ungeheure Welle auf unser Schiff losstürmt, über Bord schlägt, das Fenster einschlägt und mit solcher Gewalt in die Küche dringt, daß wir vor Schrecken alle unseren Halt fahren lassen und bis an den Hals ins Wasser stürzen. Unsere arme Suppe war rein aus dem Kessel gespült, der Kessel bis an den Rand voll Seewasser, verschiedene Säcke Schiffszwieback schwammen in der Küche herum; war bis auf die Knochen naß, oh, es war ein Anblick zum Erbarmen.

Ein andermal war ich auf das Dach der Küche geklettert, die See ging hoch, und so wollte ich mir hier in aller Muße die Sache ansehen. Ich betrachtete mir die schäumenden Wellen, wie sie sich, die eine noch größer und wütender als die andere, überstürzten, sich jagten, miteinander kämpften, um nach kurzem Ringen mit fürchterlichem Zischen auseinanderzutreiben, als mit einem Male eine schreckliche Welle sich gerade vor dem Schiff in die Höhe hebt und gerade über das Schiff wegschlägt. Ich wurde von dem Küchendach aufs Deck geschleudert, war ganz besinnungslos und wurde erst wieder munter, als der Steuermann, der dem Spiel zufällig zugehört hatte, mich mit brüllendem Gelächter aufhob.

Fische habe ich wenige gesehen, nur zweimal. Als die See sehr unruhig war, kam eine Herde Schweinsfische an dem Schiff vorbeigestürmt. Es sind das colossale Fische schon, und versicherte mir der deutsche Matrose, daß sechs Mann kaum im Stande seien, einen solchen Burschen aus dem Wasser zu ziehen. Vier oder fünf Tage vor unserer Einfahrt in den Hafen hatten wir das großartige Schauspiel, sieben riesige Walfische in unmittelbarer Nähe des Schiffes zu sehen. Es sind doch ungeheure Geschöpfe, diese Walfische. Wenn sie sich aufs Wasser legen, so glaubt man, ein umgestürztes Schiff zu sehen. Es war herrlich anzusehen, wie die sieben riesigen Burschen, einer hinter dem anderen, gleich sieben colossalen lebendigen Springbrunnen, in majestätischer Ruhe an unserem Schiff vorbeischwammen. Es gehört bei Gott eine furchtbare Verwegenheit dazu, eine solche Bestie anzugreifen.

Am 29. April, nachmittags 4 Uhr, sahen wir zuerst die Berge von Staten-Island. Unser Schiff rannte, von einem sehr heftigen

Wind getrieben, schnurstracks auf einen Felsvorsprung los, und glaubte ich jeden Augenblick, wir müßten an demselben zerschellen. Hier nun kam plötzlich ein kleines Schiffchen gleich einem Vogel auf uns zugeschossen, fuhr an uns vorbei, warf sich dann aber plötzlich herum, setzte ein Boot aus und zu unserer allergrößten Freude sahen wir, daß es der Lotse war. Es darf nämlich kein Capitain in den Hafen einlaufen; jedes Schiff muß warten, bis es von einem Lotsen abgeholt wird. Zu diesem Zweck kreuzen vor dem Hafen immer mehrere Lotsenschiffe, deren Aufgabe es ist, etwa ankommende Schiffe aufzusuchen. Sobald wir diesen Mann an Bord hatten, war die Gefahr vorüber, denn diese Leute kennen das Fahrwasser genau wie ihre eigenen Taschen. Es ist doch bei Gott ein erhabener Augenblick, wenn man, nachdem man über sieben Wochen nichts als Himmel und Wasser gesehen, zum ersten Male wieder Land, Bäume und Häuser sieht. Bei Ansicht des Landes waren alle Passagiere auf Deck versammelt, und als einige das Lied nach der Melodie von Mendelssohn, „Wer hat dich, du schöner Wald“ anstimmten:

„Sei gegrüßt, Amerika,
Vaterland, das wir erkoren,
Gib uns, was wir fern verloren,
Sei mit deinem Segen nah,
Sei gegrüßt, sei gegrüßt,
Sei gegrüßt, Amerika!“

da hatte sich bald eine Gruppe guter Sänger versammelt, und mit Begeisterung wurde das herrliche Lied gesungen. Bis spät in die Nacht hinein blieben wir auf dem Deck und sahen die Lichter von Staten und Long-Island blinken. Endlich verlangte die Natur aber ihre Rechte, und so begaben wir uns denn zur Ruhe, neugierig, was der kommende Tag bringen werde.

Am anderen Morgen, als wir auf Deck kamen, lag das Schiff vor Anker und vor uns das langersehnte, riesengroße New York. Noch sollten wir auf eine harte Probe gestellt werden, ehe wir in das gelobte Land eintreten durften.

Zwei Tage vor uns waren nämlich einige Dampfer mit Auswanderern angekommen und war deshalb der Castle-Garden, ein für die Auswanderer von der deutschen Gesellschaft gegründetes, colossales Gebäude, an welchem alle Auswanderer-

schiffe landen, ganz vollgepropft von Menschen, und mußten wir warten, bis sich solche verlaufen hatten. Du kannst Dir einen Begriff von der Großartigkeit der Auswanderung machen, wenn ich Dir sage, daß im Verlauf von zwei Tagen ca. 6000 Menschen in Castle-Garden lagerten. Am dritten Tage endlich wurden wir von einem kleinen Dampfschiff abgeholt, und nun ging's mit Hurra aufs Land zu.

Mutig ins Ungewisse

In Castle-Garden angelangt, befragte ich mich gleich bei einem der Herren von der deutschen Gesellschaft, wie und wo ich am schnellsten und sicher Arbeit finden würde, und versprach mir derselbe, mir am folgenden Tage Beschäftigung nachzuweisen. Die erste Nacht blieb ich in Castle-Garden. Jeder Auswanderer kann unentgeltlich zwei Tage dort logieren, und am anderen Morgen wollte ich den Herrn aufsuchen, konnte ihn aber zu meinem größten Bedauern nirgends erblicken. Müßig konnte ich nicht länger bleiben, ich hatte noch bare 16 Pfennig in der Tasche; was war zu machen? Ich sagte zu einem guten Freunde, der heute noch bei mir ist und der sich gleich an mich anschlossen: „Junge, komm, wir suchen uns Arbeit.“ So tappten wir beide dann getrost Mutes in die unermeßliche Stadt hinein, dem Schicksal überlassend, was es über uns verhängen wollte. Mein Freund war in einer furchtbaren Angst, wir würden Castle-Garden, wo unsere Koffer lagen, nicht wiederfinden, oder wir würden schlechtem Gesindel in die Hände fallen. Ich nahm die Sache verflucht kaltblütig, abnehmen konnte man uns nichts, mithin brauchte ich auch nichts zu fürchten. Wir tappten immer weiter, aber immer wollte sich noch kein Mensch finden, der uns an der Nase absehen konnte, daß wir Arbeit suchten. Ich sah dann auch bald ein, daß wir auf diese Weise schwerlich zum Ziele kommen würden und steuerte deshalb geradewegs in die erste beste Office (Platz, wo Arbeitsuchende nachzufragen haben) hinein und radebrechte in dem gelungensten Englisch, ob für zwei Mann Arbeit da sei. Wir wurden bedeutet, eine Weile zu warten. Nach einer halben Stunde ging ein Herr mit uns zu einem Kaufmann am Broadway; wir beiden Grünhörer wurden vorgestellt und fragte mich der Herr,

ob ich Lust habe, in den Staat New-Yersey zu reisen und dort zu arbeiten. Ich antwortete, an Lust fehle es schon nicht, aber ich habe keinen Cent Geld mehr. Ich wurde bedeutet, daß das nichts ausmache, daß wir auf Kosten des Kaufmanns hinbefördert würden. So besann ich mich denn auch keinen Augenblick mehr und sagte trotz alles Knuffens und Abratens meines Freundes (der arme Junge glaubte fest und sicher, wir seien wie Sklaven verkauft worden) für uns beide zu. Wir wurden nun in einen Wagen gepackt, ab ging's zu Castle-Garden, unsere Koffer abzuholen, und eine halbe Stunde später saßen wir schon auf der Bahn, und hin brauste der Zug unserem neuen, fremden Bestimmungsort zu. Man hatte mir einen Brief mitgegeben, den ich an den Werksführer des Kaufmannes abzugeben hatte, und bald hatte ich, nachdem wir an der Station, wo wir aussteigen mußten, angekommen waren, die Fabrik gefunden. Ich gab den Brief ab, und sagte mir der Werksführer, daß wir noch denselben Tag anfangen könnten.

Schnell wurde sich ein Boarding-House gesucht, Koffer untergebracht, etwas gegessen, und ab ging's zum Arbeiten. Ich verdiene hier so viel, daß ich anständig leben kann, muß aber furchtbar hart schaffen, doch das macht nichts aus, ich habe doch gefunden, was ich drüben so lange vergeblich suchte: Arbeit und Brot.

Im Winter gedenke ich noch hier zu bleiben, nächsten Mai geht's aber, wenn es Gottes Wille ist, weiter ins Innere des Landes.

Über meine Erlebnisse hier sowie über alles andere schreibe ich Dir in Kürze umständlich; es gäbe für diesmal zuviel. Well, Du weißt nun, daß ich noch am Leben bin und wo ich bin und bitte Dich, mir doch augenblicklich wiederzuschreiben, damit ich weiß, wie es drüben geht. Grüße alle Geschwister und sende ihnen den Brief ebenfalls, ebenso Vetter Gustav Wild auf dem Büchel, dem ich so sehr zu Dank verpflichtet bin. Lasse alle mir schreiben; ich werde bald auch jedem einzelnen schreiben.

Nochmals herzliche Grüße an alle und sei auch Du aufs herzlichste begrüßt und geküßt

von Deinem treuen Bruder
Ernst



Jubilärfest im Bölkerbau Saal 2

von links nach rechts: Karl Meis, Peter Knauf, Peter Werner, Frl. Sieglinde Kausch, Willi Meurer, der Jubilar Franz Kausch (25 Jahre Mitarbeit), Fritz Kausch, Karl Leonhardt, August Willems, Herbert Beckmann

Jubilärfest in der Schlosserei Stachelhausen

von links nach rechts: Emil Söhngen, Karl Angermund, Houwald Stöcker, Frau Schmidt, Peter Werner, der Jubilar Karl Schmidt (40 Jahre Mitarbeit), Heinz Ramm, Willi Spiegel, Hans Veick, August Willems



Umschalten auf vernünftigen Lebensrhythmus!

Über die Herzdurchblutungsstörungen

Es handelt sich hierbei um die sogenannte und bekannte „Angina pectoris“ und um den so gefährlichen „Herzinfarkt“, den Herzschlag! Der Grund für die Wahl gerade dieses Themas ist darin zu suchen, daß wir Ärzte in der täglichen Sprechstunde am meisten mit diesen Erkrankungsformen zu tun haben. Als Beweis für diese Tatsache sehen wir uns einmal die neueste Statistik des Verbandes Deutscher Rentenversicherungsträger an: Danach stehen an oberster Stelle der Ursachen für Frühinvalidität die Arterienverkalkungen, die Herzmuskelkrankheiten und andere Erkrankungen der Herz-Kreislauforgane mit nicht weniger als 36%. Das ist mehr als ein Drittel aller Erkrankungen, die zur Invalidität führen.

An zweiter Stelle rangieren das Bronchial-Asthma, die chronische Bronchitis und andere Krankheiten der Atmungsorgane mit nur 10,7%.

Es folgen die Tuberkulose mit 9,5%, die Unfälle, die zur Invalidität geführt haben, mit 6,2% und die bösartigen Geschwülste mit nur 4,3%.

Rheuma, Krankheiten der Verdauungsorgane sowie des Nervensystems treten als Ursache für Invalidität nur unwesentlich in Erscheinung.

Aus dieser untrügerischen und unmißverständlichen Aufstellung geht hervor, daß über ein Drittel unserer Patienten in der Sprechstunde Herz-Kreislaufpatienten sind! Aus diesem Grund habe ich heute das Thema der Durchblutungsstörungen des Herzens ausgewählt, weil es nun einmal an oberster Stelle steht und der meisten Beachtung bedarf.

Früherkennung der Erkrankung, Frühbehandlung als Vorbeuge ist alles!

Auch hier gilt der Satz „Vorbeugen ist besser als heilen“!

Sie alle sollen mit den Erscheinungsformen vertraut gemacht werden, damit Sie mithelfen können, ernstere Schäden zu verhindern!

Ich will versuchen, mich in meinen Ausführungen so auszudrücken, daß Sie mich gut verstehen.

Ich spreche zu Ihnen (d. h. ich will mich bemühen!), wie Sie als Patient in der Sprechstunde vor mir sitzen.

Es ist eine Aufgabe, die im Rahmen dieses Artikels von vornherein sehr schwierig erscheinen dürfte. Trotzdem will ich es wagen.

Durchblutungsnot des Herzens

Erlauben Sie mir zunächst eine ganz kurze theoretische Darstellung der Durchblutungsstörungen der Herzkranzgefäße, der sog. „Durchblutungsnot des Herzens“, der Coronarinsuffizienz, wie wir uns in unserer Fachsprache auszudrücken pflegen:

Die Durchblutung des Herzmuskels ist durch eine feine und ganz präzise arbeitende nervöse Steuerung der Leistung des Herzens angepaßt. Mit der Steigerung der Herzarbeit ist gleichzeitig eine Steigerung der Blutzufuhr für den Herzmuskel gekoppelt, mehr Arbeitsleistung, mehr Nahrung in Form von Sauerstoff für den gequälten Herzmuskel! Klar ausgedrückt heißt es: der Herzmuskel benötigt für eine höhere Beanspruchung größere Nahrungsmengen an Sauerstoff als Hauptnahrungsträger, wenn er die größere Arbeitsleistung bewältigen und schaffen soll. Wenn nun die Durchblutung des Herzmuskels für die geforderte Herzarbeit nicht ausreicht, also, wenn eine Durchblutungsnot besteht, dann sprechen wir Ärzte von einer Mangeldurchblutung der Herzkranzgefäße, der sog. coronaren Durchblutungsstörung!

Die Ursachen für derartige Durchblutungsstörungen der Herzkranzgefäße können sehr verschieden sein.

1 Die Herzkranzgefäße können anatomisch verändert sein, so daß sie zu eng bzw. unwegsam geworden sind. Die häufigste Ursache für diesen Zustand ist die Verkalkung der Herzgefäße, die in den vierziger Jahren bereits zu beginnen pflegt. Daneben spielt eine Syphilis der Gefäße und eine entzündliche Gefäßwanderkrankung eine nicht unwesentliche Rolle.

2 Die Herzkranzgefäße können die Fähigkeit, sich bei erhöhter Herzleistung und

bei entsprechendem erhöhten Blutbedarf des Herzens zu erweitern, teilweise oder völlig verloren haben. Diese Unfähigkeit der Gefäße hängt eng mit den Veränderungen zusammen, die unter 1. genannt sind. Die Funktion der Gefäße ist zerstört.

3. Die Durchblutungsnot der Herzkranzgefäße kann infolge von nervöser Zusammenkrampfung gedrosselt sein und dadurch ein Sauerstoffmangel des Herzmuskels herbeigeführt werden. Diese Zustände beruhen lediglich auf dem Versagen der normalen nervösen Impulse auf den Herzmuskeln. Auf diese rein nervösen Gefäßstörungen des Herzens komme ich später zurück.

4. Wenn eine allgemeine mangelhafte arterielle Durchblutung des ganzen Gefäßsystems infolge einer Herzmuskelschwäche oder einer Gefäßschwäche besteht, ist als natürliche Folge wiederum eine Durchblutungsnot der Herzkranzgefäße als Teilerscheinung anzunehmen.

5. Eine weitere Ursache für einen Sauerstoffmangel des Herzmuskels ist die Zusammensetzung des Blutes selbst, wie wir sie bei der Blutarmut oder beispielsweise bei der Kohlenoxydgasvergiftung finden können.

Warnzeichen

Wie zeigt sich uns das Krankheitsbild in der Sprechstunde?

Unser Patient klagt am Beginn der Erkrankung über leichtes Ziehen oder über leichte stechende Schmerzen unter dem Brustbein. Er sagt uns: „Bisher habe ich gar nicht gewußt, daß ich ein Herz habe. Jetzt aber spüre ich auf einmal, daß es vorhanden ist.“

Das ist der warnende Anfang einer so ernst zu nehmenden Krankheit, der aufhören lassen sollte und den man nicht einfach achtlos übersehen darf.

Der Schmerz tritt beim Gehen und besonders beim Berg- oder Treppensteigen auf. Man merkt das Ziehen in der Herzgegend beim morgendlichen Weg zur Arbeitsstätte. Der Erkrankte wird zum Stehenbleiben gezwungen, um einmal tief durchzuatmen. Dieser Vorgang wiederholt sich mehrfach und wird bei zunehmender Erkrankung immer häufiger. In der Kälte und bei gefülltem Magen ist das Schmerzempfinden stärker. Gleichmaßen werden

die Schmerzen durch Erregung gesteigert oder gar hervorgerufen.

Schreitet nun die Erkrankung fort, so berichtet uns der Patient, daß er unter starken Schmerzattacken in der Herzgegend leide. Die Schmerzen strahlen aus in die linke Brustkorbhälfte, in den Rücken, in die linke Schulter und sogar bis in den linken Arm, in die Fingerspitzen hinein sowie in die linke Halsseite und in den linken Kieferwinkel.

Bei dem einen Patienten sind die Schmerzanfälle von ganz kurzfristiger Dauer von wenigen Minuten, bei dem anderen wiederum dauert der Schmerzanfall mehrere Stunden. Es besteht dann meistens ein mehr oder weniger starkes Beklemmungsgefühl in der Brust mit allgemeiner innerer Unruhe und Atemnot. Häufig gesellen sich noch Kopfschmerzen und Schwindelgefühl hinzu. Viele Patienten klagen außerdem noch über vermehrtes Schwitzen im Anfall.

Mit dieser Vielzahl von Erscheinungen begegnet uns der Herzpatient, der an einer Durchblutungsstörung des Herzmuskels infolge von irgendeiner Form der Unwegsamkeit der Herzkranzgefäße leidet.

Betrachten wir nun einmal, was geschieht, wenn plötzlich — wie aus heiterem Himmel — ein ganzer Ast der Herzkranzgefäße vollständig verschlossen oder verstopft ist — entweder durch die Verkalkungsvorgänge der Gefäßwände oder durch einen thrombotischen Verschuß derselben!

Betroffen wird meistens von diesem Ereignis der vordere oder hintere absteigende Ast der linken Herzkammer, wenn nicht gar der Hauptzuführungsast der Herzkranzgefäße. Der von dem verschlossenen Gefäßast versorgte Herzmuskelbezirk fällt aus, er stirbt ab und geht zugrunde. Sie können sich sicher vorstellen, daß unter solchen Störungen das Herz nicht mehr normal arbeiten kann.

Wir sehen folgende klinischen Erscheinungen:

Der Kranke, der bisher vielleicht unter den eben beschriebenen leichteren Herzanfällen zu leiden hatte — oder auch nicht! —, bekommt im Anschluß an eine körperliche Anstrengung oder an eine Erregung, oft auch abends oder nachts, einen Anfall von heftigstem, „vernichten-

dem“ Schmerz in der Herzgegend. Er sackt, wie vom Blitz getroffen, in die Knie. Der kalte Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Er wird ohnmächtig, bewußtlos, sieht blaß aus. Die Atmung ist kaum noch wahrzunehmen. Der Patient atmet flach und ängstlich. Der Puls ist kaum fühlbar. Der Blutdruck ist abgesunken. Im kleinen Kreislauf, im sogenannten Lungenkreislauf, kommt es zu Stauungserscheinungen, weil das Herz nicht durchpumpen kann. Die dann eintretende Herzschwäche ist abhängig vom Sitz und der Größe des betroffenen und stillgelegten Herzmuskelbezirkes.

Große Infarkte, d. h. große und ausgedehnte Herzmuskeldefekte führen zum sofortigen Tod! Überlebt der Patient den Anfall, so stellt sich in den nächsten Tagen Fieber ein. Im Bereich der Herzmuselschädigung entwickelt sich eine Entzündung des Herzbeutels — wir hören über dem Herzen an der betroffenen Stelle ein Reibegeräusch. Außerdem finden wir Veränderungen im Blutbild. In der Herzstromkurve können wir den Herzinfarkt deutlich an typischen Veränderungen erkennen. Was geschieht weiter mit dem geschädigten Herzmuskel?

Von vornherein muß gesagt werden, daß der betroffene Herzmuskelbezirk niemals mehr funktionstüchtig werden kann. Die Herzmuskelfasern sterben ab und an ihre Stelle tritt ein minderwertiges Narbengewebe — es entsteht eine echte Narbe im Herzmuskel, die nicht mehr verschwindet und bis ans Lebensende bestehen bleibt. Diese narbige Umbildung dauert mindestens 5 bis 6 Wochen. Für diese Zeit ist völlige Bettruhe angezeigt.

Dann dauert es noch viele Wochen und Monate, bis man dem Organismus eine geregelte Arbeit zutrauen darf.

Ich hoffe, Ihnen mit dieser knappen, aber um so klareren Schilderung das Krankheitsgeschehen „die Durchblutungsnot des Herzmuskels“ verständlich gemacht zu haben.

Bevor wir auf die Ursachen, die zu der Herzkatastrophe führen, eingehen, müssen wir erst noch ein besonderes Erscheinungsbild von Herzbeschwerden betrachten: Es ist die Angina pectoris bei einer allgemeinen nervösen Fehlfunktion unseres Organismus.

Es handelt sich hierbei um anginöse Herzbeschwerden, wie wir sie oft bei einer sogenannten neurovegetativen Störung erleben. Derartige Erscheinungen haben mit der echten Durchblutungsstörung des Herzmuskels — außer den gleichen Beschwerden — organisch nichts zu tun.

Wir machen zwischen den Störungen der echten Organerkrankung des Herzens und diesen rein nervösen Beschwerden einen strengen Unterschied.

Meistens nervös bedingt

Für uns Ärzte ist es natürlich nicht immer leicht, bei den geklagten Beschwerden zu erkennen, ob es sich nur um unbedeutende nervöse Störungen handelt oder ob schon eine Organschädigung infolge einer Mangeldurchblutung vorliegt.

Zu Ihrer Beruhigung darf ich Ihnen ver-raten, daß ein großer Teil der Herzbeschwerden rein nervös bedingt ist und gar kein Grund zur Beunruhigung dafür gegeben ist.

Der Vollständigkeit halber muß ich jedoch hinzufügen, daß derartige nervöse Störungen, wenn sie lange bestehen, auch wirkliche Organschäden am Herzen hinterlassen können. Das heißt mit anderen Worten, bei allen Beschwerden von seiten des Herzens ist es immer ratsam, seinen Hausarzt umgehend zu konsultieren.

Jetzt stelle ich an Sie eine Frage:

„Haben Sie bei meinen bisherigen Ausführungen gemerkt, welche moderne sogenannte ‚Krankheit‘ ich Ihnen beschrieben habe?“

Ich will annehmen, daß Sie die Antwort erraten:

Es ist die heute so häufig genannte „Managerkrankheit“.

Hierzu kann ich Ihnen sagen, daß es eine solche Krankheit in Wirklichkeit gar nicht gibt. Der Ausdruck Managerkrankheit bezieht sich lediglich auf die Ursachen, die zu den beschriebenen Herzleiden führen können.

Damit kommen wir zu der Frage:

„Was gibt es für äußere Ursachen für unsere Herzbeschwerden?“

Daran anschließend erhebt sich für uns die weitere Frage:

Was können wir unternehmen, um uns vor der Katastrophe eines Herzinfarktes zu schützen? Gibt es überhaupt Gegenmaßnahmen gegen diese Katastrophe? Oder

sollen wir uns einfach unserem Geschick ergeben? Sollen wir den Mut verlieren? Hier darf und muß ich Ihnen sagen: Es liegt in vielen Fällen an uns selbst, ob wir blindlings dem Schicksal eines Herzschlages zusteuern.

Falsche Lebensweise

Sehen wir uns einmal die Ursachen an, die zu einer Durchblutungsnot des Herzmuskels führen können:

An erster Stelle steht unsere falsche Lebensweise:

Hetze — Angst — Lärm — falsche Ernährung — und unsere körperliche Trägheit. Der Handarbeiter lebt meistens nach einem vernünftigen, den Naturgesetzen angepaßten Tagesablauf. Er macht pünktlich seinen Feierabend, wenn er müde ist. Der Büromensch dagegen hat wenig ausgleichende Bewegungen. Monate- und jahrelang führt er einen Kampf gegen körperliche Abspannung und Ermüdung mit Genußmitteln wie Nicotin und Coffein. Im heutigen Existenzkampf wird die Nacht zum Tage gemacht. Somit wird ein Raubbau an der persönlichen Gesundheit getrieben. Unausgeschlafen hetzt der moderne Mensch an seinen Arbeitsplatz. Er hat sich nicht einmal Zeit genommen, seinen Morgenkaffee einzunehmen. Abgehetzt beginnt er seine Tagesarbeit. Er ist bei der Arbeit nervlich überreizt, angespannt und unausgeglichen. Die regelmäßigen Mahlzeiten werden nicht eingehalten. Statt zweimal normal, ißt er lieber nur einmal am Tage, dann aber zuviel. Abends geht er zu spät ins Bett und am nächsten Tage beginnt der gleiche Dreh. Hinzu kommt die Hetze am Arbeitsplatz, Telefon, unerträglicher Lärm, Ärger und berufliche Überbelastung. Körperliche Bewegung fehlt fast ganz. An Sonn- und Feiertagen werden obendrein zur weiteren Belastung des Kreislaufs Vergnügungen unternommen, statt den armen Körper zu schonen.

Alles in allem: unser edler Organismus wird dauernd strapaziert, so viel es nur geht.

Dürfen wir uns da wundern, wenn eines Tages Organschäden auftreten, die sich immer zuerst an unserem Herz- und Kreislaufsystem abspielen und auswirken?

Sie sehen also, daß wir in den meisten

Fällen selbst mitschuldig sind, wenn wir an Kreislaufschäden zu leiden haben.

Sind die Schädigungen am Herzen erst einmal eingetreten, dann kommt der Patient zu uns.

Wir haben dann das zweifelhafte Vergnügen, den Versuch einer Heilung durch Medikamente zu unternehmen.

Ja, wenn das so einfach wäre!

Es gibt nicht wenig Patienten, die sich wundern, wenn wir die Beschwerden nicht sofort beseitigen können.

Man muß eben wissen, wodurch eine Verengung der Herzkranzgefäße entstanden ist und, daß dieselbe — einmal vorhanden — nicht mehr zu beseitigen ist.

Deshalb unser ärztlicher Mahnruf an Sie alle:

Tragen Sie selbst dazu bei, daß die eben geschilderten Gefäßschäden nicht auftreten können.

Helfen Sie vorbeugen und verhindern, daß Sie frühzeitig Invalide werden und elendig dahinsiechen.

Selbstverständlich können wir die normalen Alterungsprozesse nicht vermeiden. Was wir aber auf jeden Fall erreichen können, ist das Verhindern eines „vorzeitigen“ Altersverschleißes.

Aus dieser Erkenntnis heraus ergeben sich ganz von selbst die Maßnahmen, die wir ergreifen müssen, um nicht auch eines Tages Gefäß- und Herzpatient Nr. 1 zu werden.

Also ziehen wir aus dem soeben Gesagten sofort, d. h. lieber noch heute abend als morgen, die Konsequenzen. Schalten wir um auf einen normalen und vernünftigen Lebensrhythmus.

Das ist gar nicht so schwer, wenn man noch nicht krank geworden ist oder sich krank fühlt.

Schwerer fällt dieser Schritt, wenn man ihn dann zu tun gezwungen ist, wenn es bereits zu spät ist.

Sie fragen jetzt berechtigt: Ja, was sollen wir denn nun alles tun? Wie sollen wir uns verhalten?

Die ganz einfache Antwort lautet:

„Fort mit allem, was Herz und Kreislauf belastet.“

Wir sollen an die Stelle der Belastungen alles das setzen, was unseren Kreislauf kräftigt und trainiert. Ich kann Ihnen na-

türlich kein Patentrezept raten. Ich kann Ihnen nur sagen, wie wir naturgemäß leben sollen.

Der Schlaf vor Mitternacht ist der beste. Daher legen wir uns ruhig einmal abends 1 bis 2 Stunden früher schlafen als sonst. Dafür können wir morgens ganz getrost den Wecker so früh klingeln lassen, daß wir uns in Ruhe waschen und ankleiden können.

Außerdem gehört zur morgendlichen Toilette eine regelmäßige kurze Frühgymnastik bei weit geöffnetem Fenster oder offener Balkontür mit leichten Lockerungs- und Atemübungen.

Nehmen Sie sich dann genügend Zeit zum Kaffeetrinken.

Sie werden sehen, wenn Sie diesen Versuch einmal ausprobieren, daß Sie Ihre Arbeit viel ruhiger und ausgeglichener beginnen — die Arbeit wird Ihnen dann nicht mehr so beschwerlich fallen.

Was können wir außerdem noch für ein aktives Gefäßtraining unternehmen?

Sehr vorteilhaft wirken sich Bürstenmassagen, Wechselfuß- und Armbäder oder auch Ganzgüsse nach Kneipp zur Anregung der Durchblutung aus.

Die Freizeit verbringen Sie möglichst an der frischen Luft, statt in verräucherten Lokalen.

Machen Sie viel Spaziergänge oder auch größere Wanderungen. Zur Unterstützung einer solchen vernünftigen Lebensweise verordnen wir gern Massagen in jeder Form.

Wer noch ein übriges tun will, der treibe irgendeinen Sport, der seinem körperlichen Verfassungszustand angemessen ist. Alles aber nur mit Maß. Höchstleistungen sind auch hier schon wieder eine zu große Belastung.

Ist eine Kreislaufschädigung vorhanden, dann lassen Sie sich am besten in allen Fragen von Ihrem Hausarzt beraten. Er kann Ihnen sagen, wie Sie sich im täglichen Leben verhalten sollen, ob und welche Diät Sie einhalten müssen, und er wird mit einer gezielten Medikation Ihre bestehenden Beschwerden lindern und beheben können — wenn Sie selbst bereit sind, mitzuarbeiten an Ihrer Gesundheit und einen vernünftigen Lebenswandel zu führen gewillt sind.

Mit diesen ernststen Ermahnungen möchte ich meine heutigen Ausführungen beenden. Ich hoffe, daß Sie meine Worte beherzigen. Dann werden Sie merken, daß ich mich bemüht habe, Ihnen etwas mehr auf den Weg mitzugeben, als wenn ich Ihnen nur irgendwelche Tabletten verordnet hätte.

Dr. Molly

Neues in Kürze

Wohnungstauschwunsch

Folgender Wohnungstauschwunsch ist in unserer Wohnungsverwaltung eingegangen, bei der Näheres zu erfahren ist.

Geboten werden 3 Zimmer, Bökerhöhe — gesucht werden 3 bis 4 Zimmer (auch größer) im Stadtbezirk.

Geboten werden 3 Zimmer, Bökerhöhe, gesucht werden 3 Zimmer in Lennep

Kleine Anzeigen

Transportable Roller-/Motorradgarage in bestem Zustand billig abzugeben. Zu erfragen in der Redaktion.

Moderner, sehr gut erhaltener Dauerbrand-Küchenherd sehr preiswert zu verkaufen. Zu erfragen in der Redaktion.

Lohnzahlungstermine

Die kommenden Feiertage zwingen zu einer Verlegung der Lohnzahlungstage.

Am Donnerstag, den 18. Dezember 1958, wird normal gezahlt.

Die beiden Löhne für die nächsten zwei Wochen werden zusammen am Dienstag, den 23. Dezember 1958 zur Auszahlung gebracht.

Der dann folgende Zahltag ist der 8. Januar 1959

Ab Mitte Dezember finden die Jubilarfeiern für die Jubilare der BSI und des Werkes Julius Lindenberg in der Gaststätte „Rheinischer Hof“, Alte Bismarckstraße 15 (unterhalb der Stadtkirche) statt.

Unsere Jubilare im Januar



50 Jahre Mitarbeit

Fritz Röntgen

Werkzeugmacherei Stachelhausen
am 23. Januar 1959

40 Jahre Mitarbeit

Otto Herzogenrath

Hauptkasse
am 2. Januar 1959



25 Jahre Mitarbeit

Erich Neuschäfer

Formerei Papenberg
am 2. Januar 1959

25 Jahre Mitarbeit



Karl Herpel

Halle Süd
am 9. Januar 1959



Max Gries

Baubetrieb
am 21. Januar 1959



Ernst Zimmermann

Formerei Papenberg
am 30. Januar 1959

WIR NAHMEN ABSCHIED VON



Otilie Richter

Ehefrau von Ferdinand Richter, Pensionär, 65 Jahre alt, am 15. Nov. 1958

Adeline von der Burg

Ehefrau von Otto von der Burg, Pensionär, 78 Jahre alt, am 15. Nov. 1958

Martha Haring

Ehefrau von Karl Haring, Pensionär, 79 Jahre alt, am 16. Nov. 1958

Hugo Kormannshaus

Pensionär, 75 Jahre alt, am 25. November 1958

Artur Schmidt

Pensionär, 72 Jahre alt, am 25. November 1958

Adele Schröder

Ehefrau von Ewald Schröder, Pensionär, 76 Jahre alt, am 2. Dez. 1958

Sind aus dem samten Frühlingsboden flogen,
 Erhoben von melodischen Schemen,
 Die Leidenschaft auf als erste Schenken;
 Da sah ich, still, mit tief gefurchten Fügen,
 Einfach zwei edle bärtige Gefreiten,
 Sind ich sang, als Hanemuck, auf Blumenweiden.

Zum Neuen Jahr Kirchengesang

(Melodie aus „Neu“: „Wie dort auf den Ruin“.)

Wie heimlicher Welle
 Ein Engeln leise
 Mit rasigen Fügen
 Die Erde betrin,
 So nahte der Morgen.
 Jauchzte ihm, ihr Frommen,
 Ein heilig Willkommen!
 Ein heilig Willkommen,
 Herz, jauchzte du mit!

In ihm sah begonnen,
 Der Monde und Sonnen
 An blauen Segelten
 Des Himmels bewegt.
 Du, Vater, du rufst!
 Du, du und wendel
 Geste, die in die Hände
 Sei Anfang und Ende,
 Sei alles gelegt!

Der König bei der Krönung
 Dir angetrauet am Altare,
 O Vaterland, wie bin ich dein!

Ich, der die Ruhe suchte und
 Nun brühet sich die Luft
 Sucht auf aus
 Ich schick, ich
 Doch ich mit ein
 Dem Deutschen

Kantate bei Entschl. Steppen

Dem heiligen Geist
 Dein Heimatland besungen du,
 Und aller Augen, alle Herzen liegen,
 O Herrlicher, die zu!

Das Leben
 O Meister, bringe
 Die beste Kunde legen
 Wir strom zu Fügen dir.

Männer
 Der in die deutsche Zeit
 Mit Engschimmen sang,
 Ein sterblich Feuer
 In alle Seelen leuchtend;

Der aus der Masse Blicken
 Selige Wahrheit las,
 In ewigen Weltgeschicken
 Das eigne Weh verabschiedet!

Frauen
 Ah, der du Herz und Sinn
 Ein Sohn der Heimat war,
 Stellt dich in untrübe Dürre
 Ein hoher Fremdling dar.